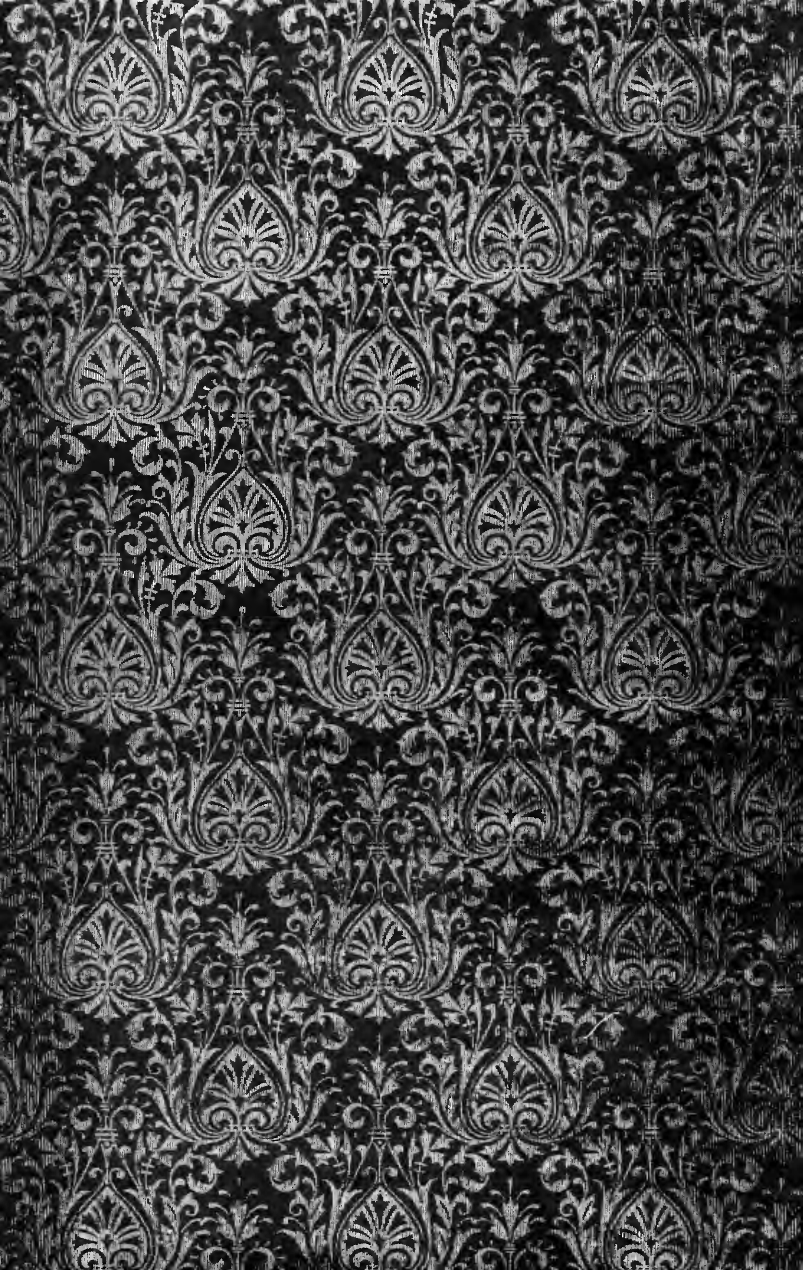




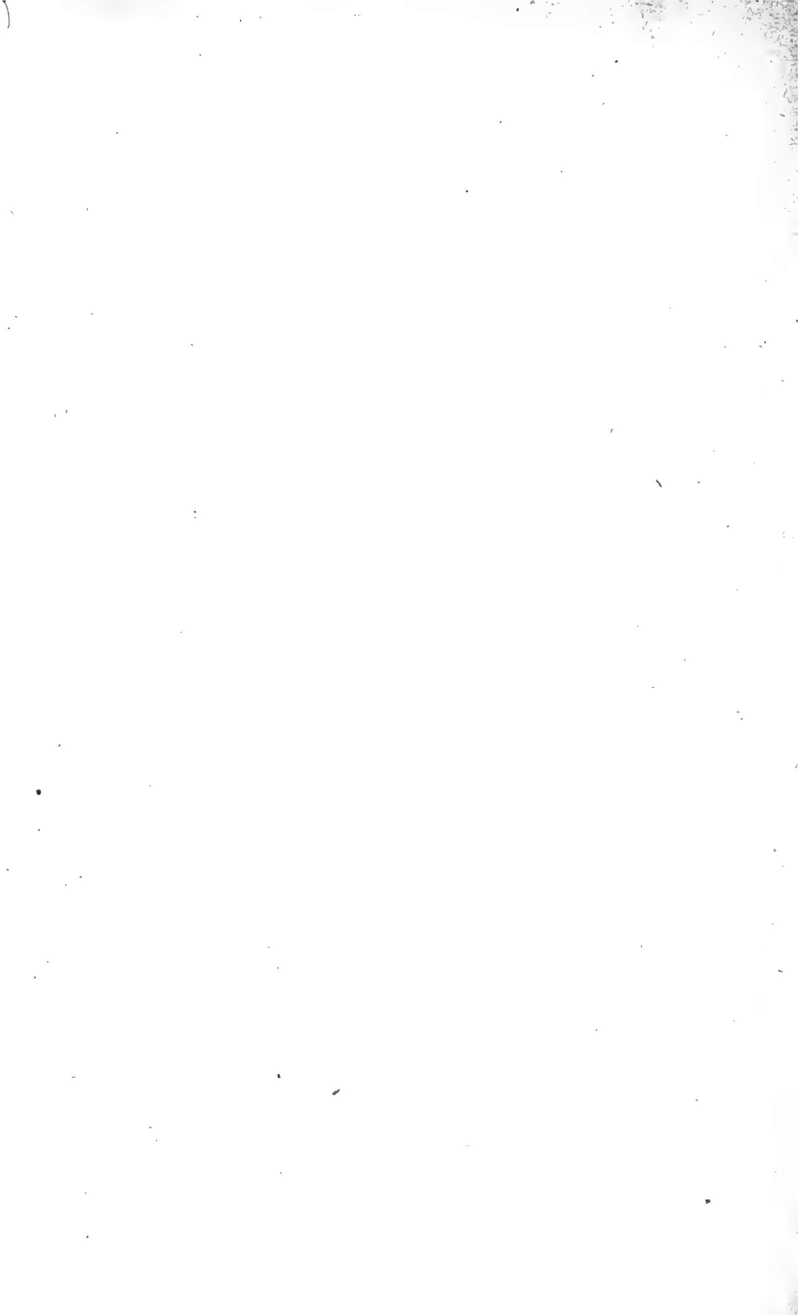
Bibliothek

der

Deutschen Nationalliteratur

des

achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.



Die bezauberte Rose.

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Poetisches Tagebuch.

Von

Ernst Schulze.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben

von

Julius Tittmann.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Ernst Schulze.

Die Nachrichten über Ernst Schulze's Leben und dichterische Entwickelung blieben lange Zeit auf einen kurzen Lebensabriß beschränkt, welchen der Herausgeber seines Nachlasses, Friedrich Bouterwek, den „Sämmtlichen poetischen Schriften" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1818—19) voranstellte. Fast vierzig Jahre später wurde endlich das Bild seines Lebens und Dichtens durch eine umfassende Biographie von Hermann Marggraff (Ernst Schulze, „Sämmtliche poetische Werke", 1855, Bd. 5) vervollständigt. Dem Verfasser lag als neu eröffnete Quelle zunächst ein Tagebuch vor, welches der Dichter vom 8. September 1811 bis zum 17. Juli 1816 geführt hat, und das sämmtliche Briefe desselben an Adelheid Tychsen einschließt. Diese Selbstbekenntnisse wurden durch Briefe an Freunde, den in Hildesheim verstorbenen Medicinalrath Bergmann, die Gräfin Karoline von Egloffstein und den hannoverschen Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, ergänzt. Dazu kamen noch ein kurzer biographischer Entwurf von seinem Bruder (gestorben als Obersteuerrath zu Hannover) und andere Mittheilungen von Personen, welche dem Dichter einst befreundet waren. Unter den Briefen nimmt die Correspondenz mit Bergmann die erste Stelle ein; keiner seiner Freunde stand, nach des Dichters eigenen Worten, seinem Herzen so nahe wie dieser. In der am tiefsten bewegten Zeit seines Lebens geschrieben und bis zum November des Jahres 1812 reichend, entfalten sie ein höchst anziehendes Seelengemälde. Die Darstellung Marggraff's konnte also zum ersten mal ein genügendes Bild eines reichen Dichterlebens entwerfen.

Dennoch mußte man eines vermissen. Für die ersten Jahre von Ernst Schulze's Jugendzeit blieben auch diese Nachrichten unvollständig. Was der erste Biograph aus seinen eigenen Erzählungen wußte, was der Dichter gelegentlich selbst über sein Knabenalter aussagt, blieb neben den Erinnerungen von Verwandten und Freunden das einzige hier zu Benutzende. Dem Herausgeber des

vorliegenden Bandes war es möglich, auch nach dieser Seite hin die flüchtige Skizze, welche Bouterwek geben konnte, weiter auszuführen. Zu dem frühern Material ist jetzt noch eine Reihe von Briefen gekommen, welche, fast in Schulze's Knabenzeit beginnend, über einen Zeitraum von fünf Jahren sich erstrecken und erst da aufhören, wo jene ergiebigern Quellen beginnen. Diese Briefe Schulze's, im Besitz der Verlagshandlung F. A. Brockhaus, sind an den ältesten seiner Jugendfreunde, Friedrich von Bülow (gestorben als Geh. Legationsrath zu Berlin 1853), gerichtet und reichen vom 10. Juli 1805 bis zum 2. September 1810.

Das Leben unsers Dichters ist seinem äußern Gange und Verlaufe nach einfach, desto reicher aber an innern Entwickelungsmomenten, welche im Zusammenhange mit seinem Dichten stehen; deshalb sind in einer Biographie, welche zugleich eine Charakteristik seines Wirkens bieten will, mehr diese als jener hervorzuheben.

Ernst Konrad Friedrich, der zweite Sohn des Bürgermeisters Schulze, wurde zu Celle den 22. März 1789 geboren. Der Vater wird als ein trefflicher Mensch und tüchtiger Geschäftsmann geschildert. Die Familie lebte in angenehmer geselliger Verbindung mit den gebildetsten Familien der Stadt und in glücklichen häuslichen Verhältnissen. Die Knaben verloren schon früh ihre Mutter, die Tochter eines Pastors Lampe. Der Vater war darauf noch zweimal verheirathet; die zweite Frau lebte nur wenige Jahre; die dritte, Antonie Schwarz, wenn auch noch jung und unerfahren, wurde dem Knaben eine gute Mutter. Die beiden Brüder waren der ganzen Anlage ihres Wesens nach außerordentlich verschieden. Während der ältere, mehr dem Sinne des Vaters nachartend, schon früh für das praktische Leben bestimmt schien, fehlte dem jüngern alles, was man im Hause an jenem schätzte. Kräftig und wild, zeigte er bei wenig Neigung zu ernstem Lernen einen entschiedenen Mangel an praktischem Geschick. Er selbst schildert sich später als einen wunderlichen Knaben; ungefähr bis in sein vierzehntes Jahr wurde er zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil er weder Kleider noch Bücher schonte, alle Besorgungen verkehrt ausrichtete und vor allem, weil er das Rechnen nicht lernen konnte. Da man ihn also für äußerst unbedeutend hielt, so glaubte er endlich selbst daran, oder gab sich doch nicht die Mühe, seine Hausgenossen vom Gegentheil zu überzeugen. Desto größer war dagegen das Ansehen, welches er unter Freunden und Bekannten genoß. Was er im Hause nicht geltend machen konnte und wollte, geistige Ueberlegenheit und entschlossenes, muthiges Wesen, wurde draußen im vollen Maße anerkannt. Zum Glück zeigte der Vater

sich auch darin als ein vortrefflicher Charakter, daß er, wie der dankbare Sohn später („Cäcilie“, Ges. XIX, Str. 6) rühmte, „schon früh des Sohnes Sinn verstand und nicht mit engem Maß ihm seinen Pfad bedeutete“. Er blieb sich selbst überlassen. Auch die Einrichtung der Schulen begünstigte in jener Zeit die Eigenheit abweichender Bildungswege. Nicht durch gesetzliche Prüfungen beengt, strebte man selbst auf den bessern Anstalten nicht nach einer gleichmäßigen Ausbildung in allen heute als nöthig anerkannten Fächern, sondern ging nur auf eine allgemeine Vorbildung für die Universitätsstudien aus, die man vorzugsweise, ja ausschließlich auf die alten Sprachen gründete. Gerade diese scheinen ihn doch interessirt zu haben. Sonst saß er gemächlich beim Lesen von Romanen und Gedichten oder im träumerischen Sinnen über das Gelesene. Dabei sammelte er eine Zeit lang eifrig Münzen und Wappen, doch nur um seine Sammlungen, wenn sie zu einer gewissen Vollständigkeit gediehen waren, wieder beiseitezulegen.

Diese Zeit müßiger Träumerei, scheuen und linkischen Wesens dauerte jedoch nicht lange. Was wir aus seinem funfzehnten und sechzehnten Jahre wissen, zeigt von allem dem keine Spur mehr. Jetzt war eine entschiedene Wandelung in seinem ganzen Wesen eingetreten; eine neue Welt schien ihm aufgegangen. Sein Gesichtskreis begann sich über den engen Kreis der Schule und des Hauses zu erweitern. Wenige Meilen von Celle entfernt liegt ein ritterschaftliches Gut der gräflichen Familie von der Schulenburg, Havighorst, welches damals sein Vater verwaltete. Hier brachte er, wie immer sich selbst überlassen und allein, seit dem Jahre 1803 oft ganze Monate zu. Hier war alles vereint, um auf die Phantasie des schon durch seine Lektüre poetisch angeregten Knaben einen eigenthümlichen Zauber auszuüben; ein altes unbewohntes und zerfallendes Herrenhaus in Mitte eines verwilderten Parks, den ein kleiner Fluß durchschneidet, darin ein Saal mit kleinen Fensterscheiben und hohem Kamin, an den Wänden ritterliche Ahnenbilder, auf morschem Fußboden wunderlich geformtes Hausgeräth: das war ein Aufenthalt, von dem er mehr sich angezogen fühlte, als von der freundlichen Wohnung des Pachters. Hier brachte er seine Tage und Nächte zu, wenn er nicht etwa draußen durch Wald, Moor und Heide streifte. Hier auch fand er eine alte Bibliothek französischer Romane, welche dem Leseeifer neue Nahrung bot. Zu gleicher Zeit sollte er auch einmal gänzlich aus den alten Umgebungen herauskommen. Auf einer Reise durch den Harz und über Göttingen nach Kassel, welche er in seinem funfzehnten Jahre mit zwei Freunden, Söhnen des Oberappellationsraths von Bülow, unternahm, ging auch seinem offenen Blicke für Naturschönheiten eine neue Welt auf, wie sie Heide und Moor ihm nicht

bieten konnte, wenn er auch dieser ersten Jugendeindrücke sich stets mit sehnsüchtiger Wehmuth erinnerte.

In diese Zeit fallen auch seine ersten poetischen Versuche. Im Umgang mit seinen Freunden entwickelt sich sogar schon eine gewisse schriftstellerische Thätigkeit, namentlich im Verein mit Fritz von Bülow, dem er stets in vertrauter Freundschaft verbunden blieb. Die Knaben verfaßten kleine Aufsätze, die sie einander zur Beurtheilung vorlegten, und redigirten eine kleine Zeitung für Familien- und Schulangelegenheiten wie für Tagesereignisse. Als dieser Verkehr durch den Abgang des Herrn von Bülow nach Berlin unterbrochen wurde, trat bald ein eifriger Briefwechsel an seine Stelle. Schon am 10. Juli 1805 schrieb Ernst an seinen Freund Fritz einen Brief voll begeisterter Freundschaftsversicherungen. Er war nach Havighorst gegangen, „um seinen Schmerz über die Trennung zu mildern und in Gesellschaft seines Wieland's und Kleist's sich des entzückenden Anblicks der wiederauflebenden Natur zu erfreuen". Hier entstand auch das erste Gedicht, dessen, nach Bouterwek's Bericht, sein Vater sich erinnerte, eine Ode im Stil Klopstock's, dessen Weise seiner augenblicklichen Stimmung, der Sehnsucht nach dem Freunde, entsprach. Sonst fühlte er sich von dem ersten der genannten Dichter mächtiger angezogen. Schon die Lektüre französischer Liebesromane und Feenmärchen konnte ihn nur zu diesem führen. Er nennt ihn ausdrücklich seinen Lieblingsschriftsteller, der seine ganze Seele so eingenommen habe, daß er ihn förmlich zu studiren anfange. Er rühmt an ihm „seine leichte und unterhaltende Schreibart, den feinen und treffenden Witz und den blühenden Ausdruck, selbst in den prosaischen Werken". Unter den Geschenken, welche er zu Weihnacht 1806 erhielt, erwähnt er neben Wieland's „Aristipp" und einer Sammlung deutscher Originalgedichte (Vetterlein's „Chrestomathie deutscher Gedichte", Köthen 1796—98) auch Werke von Goethe und Schiller: „Hermann und Dorothea", „Carlos" und „Maria Stuart", die er mit Verständniß las; aber immer kam er doch auf Wieland zurück. Er schreibt den 26. März darüber an Bülow: „Du rühmst mir deinen Schiller; auch ich verehre diesen göttlichen Dichter." Er schätzte ihn als „das vorzüglichste Genie im Lyrischen und Dramatischen", hielt aber Wieland für das „größte Genie aller Zeiten". Bei Schiller's Gedichten fühlte er sich durch den allmächtigen Schwung fortgerissen, aber jener gewährte ihm einen zwar nicht so stürmischen, feurigen, aber doch einen sanftern, bleibendern und wohlthätigern Genuß. „Seine lachende Phantasie, welche ich mir zu eigen zu machen suche, hat meinen Geist so heiter und so fröhlich gemacht, daß fast nichts von den Spuren einer Melancholie, welche mich sonst oft überfiel, in mir übrig ist, und nur noch eine sanfte Schwermuth mich überfällt, welche

mir oft süße, wehmüthige Augenblicke gibt." In solchen Stimmungen wandte er sich dann auch wol zu Yorik's „Empfindsamer Reise". Sterne und Shakspeare beschäftigten ihn in den Ferien 1806 ausschließlich. Am 20. Juni schreibt er darüber: „Nichts gleicht der sanften, rührenden Empfindsamkeit des einen und der Stärke, Fülle und Erhabenheit des andern." Seine Lektüre fesselte ihn so sehr, daß er keine Nacht vor 1 Uhr zu Bett ging; ja, er mußte sich selbst sagen, daß er unter solchen geistigen Genüssen ein „Wüstling" geworden sei, der auf seine Gesundheit wenig Acht hatte. Daneben fand er noch Zeit, eine Anzahl Romane durchzulesen, unter denen vor allen Kähler's „Hermann von Löbeneck", der soeben erschienen war, „dieser schönste Roman, den er je gelesen hatte", ihn fesselte, vielleicht weil der Held dieses Sittengemäldes schon im ersten Jünglingsalter in ein ereignißreiches Leben eingeführt wird. Solche leichtere Unterhaltungsliteratur vermittelte dann wieder eine neue Rückkehr zu dem Dichter der „Grazien". Seinem Freunde gegenüber glaubte er jedoch einer besondern Rechtfertigung zu bedürfen, die er in den Worten aussprach: „Seine Schriften haben an meiner sittlichen und wissenschaftlichen Vervollkommnung sehr viel Antheil; er ist der Leiter, Beurtheiler und Schöpfer meines Geschmacks; warum sollte ich ihn also nicht lieben und verehren, da ich ihm soviel schuldig bin?" So versteht es sich eigentlich von selbst, daß seine ersten dichterischen Versuche von diesem Vorbilde ausgehen und an dasselbe sich anlehnen. Hier fand er die Welt der Ideen wieder, wie er sich dieselbe auszubauen liebte. Seine Briefe sind voll schwärmerischer, oft freilich sehr inhaltsloser Ergüsse über die Macht der Phantasie, welche den Menschen aus dem gewöhnlichen Lebensgange emporhebe; ja er stellt diese Macht weit über das lebendige Leben selbst: „Wie viel schöner ist doch der Gedanke an genossene Freuden, als der Genuß der Freuden selbst! dann erscheinen sie uns ungetrübt in einem so rosigen Farbenlichte, zaubern uns in ein so wonniges Vergessen der Gegenwart, daß wir in einem magischen Rausche zu schlummern scheinen." Er fühlte daneben, wie die durchaus heitere Lebensansicht, in die er sich hineindachte, wohlthätig in sein Wesen selbst hinüberfloß. Wenn traurige Gedanken ihn überkommen wollten, oder herzbrechende Romane ihn verdüstert hatten, fand er bei Wieland Beruhigung, er öffnete dann alle Fenster seiner Seele, „daß die Grazien und Amouretten Besitz davon nahmen".

Zu dieser Zeit, wo er eben erst in das sechzehnte Jahr getreten war, beschäftigte ihn schon der Plan eines größern erzählenden Gedichts, mit dem er freilich nicht weiter kam. Er fühlte wohl, daß es ihm noch an Gewandtheit im poetischen Ausdruck fehlte, und versuchte deshalb durch Nachahmung selbst sehr abweichender

Vorbilder den Flug zu einem höhern Aufschwung zu üben. Seinem Freunde sandte er „einige kleine Schwärmereien, Geburten selig verlebter Abende, in Matthison's Manier". Im Frühling 1806 konnte er schon eine längere poetische Epistel schicken, welche ihn seinem großen Muster näher gebracht hatte, und die Mittheilung machen, daß er an „einer romantischen Ritterepopöe im Geschmack des Oberon" arbeite; „Lanzelot vom See, in acht Gesängen" sollte der Titel sein. Zwei schon vollendete Gesänge beabsichtigte er an Wieland zu senden, um dessen Urtheil zu hören. Ueber den Entwurf des Ganzen schreibt er: „Ich werde meinen Helden in das Feenland entführen lassen, wo ich meinen außerordentlichen Hang zur poetischen Landschaftsmalerei vollkommen befriedigen kann." Eine Probe der Ausführung schilderte, „wie die Fee Eline, die Beschützerin des Stammes seines Helden, welche von einem feindlichen Zauberer in einen Baumstamm eingeschlossen ist, ihm den Auftrag gibt, sie durch Wiedereroberung eines Ringes, welchen der Zauberer ihr entwendet hatte, zu erlösen". Er nennt das Gedicht „ein kühnes Unternehmen, das, wenn es auch nicht nach seinem Wunsche ausfallen sollte, ihm doch den Vortheil biete, daß er in der erzählenden Poesie Fortschritte mache". Einige Zeit darauf schickt er an Bülow schon wieder ein kleines Gedicht, wozu ihn seines Meisters „Liebe um Liebe" angeregt hatte, und fragt, an wen man sich zu wenden habe, um etwas in Mahlmann's „Elegante Welt" einrücken zu lassen. Auch an Versuchen, den immer wachsenden Vorrath seiner poetischen Ideen in die reale Welt hinüberzutragen, fehlte es nicht. Er weiß von kleinen Geschichten zu erzählen, an denen, wie es scheint, weniger sein Herz als seine Phantasie betheiligt war, von Liebesbriefchen, Rendezvous und Kopfschütteln der Tanten und Basen.

Im Sommer 1805 begleitete er einen seiner Freunde, den Sohn des Oberappellationsraths Rüling, nach dem kleinen hannoverschen Bade Rehburg, welches dieser wegen eines Brustleidens, dem er später erlag, mit seinem Vater besuchte. Hier wurde er mit einem Sohn des Astronomen Olbers aus Bremen bekannt und in einen geistig belebten Familienkreis eingeführt, der nicht allein den Umfang seiner Lebensanschauungen erweiterte, sondern auch zuerst sein Herz ernstlich beschäftigte. Der Mittheilung eines Großsohns des berühmten Mannes entnehmen wir die Angabe, daß dieser zu Anfang des Jahrhunderts jährlich eine Badecur in Rehburg zu gebrauchen pflegte; der Ort diente dann zugleich als Rendezvous für Familienglieder und Bekannte. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken dieses Aufenthalts schreibt Schulze im Herbst des Jahres: „Wie viel habe ich Dir zu erzählen, wo soll ich zuerst beginnen, wo enden? Ich habe in einer Freudenfülle geschwelgt, daß ich noch

jetzt ganz berauscht bin.“ Mit ihrer Mutter, einer Schwester des Dr. Olbers, war auch eine Cousine seines neuen Freundes gekommen, Marianne Meyer (später an den hannoverschen General Hartmann verheirathet), ein liebenswürdiges Mädchen, dem der junge Dichter näher treten durfte. Durch einige kleine Gedichte, namentlich einen poetischen Scherz auf die Verlobung eines Drosten von Stockhausen mit einem Fräulein von Mandelsloh, hatte er die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich gelenkt, die den Schüler „mit Auszeichnung“ behandelte. Vor ihrer Abreise war er noch bei ihr zum Thee. Hier kam er mit Mariannen in ein begeistertes Gespräch über die „schönen Wissenschaften“; als man auch von Wieland sprach, bat sie ihn, ihr den „Oberon“ zu besorgen, und die Mutter fügte die Einladung hinzu, das Buch selbst zu überbringen. Am andern Tage nahm Ernst „mit unterdrückten Thränen stummen Abschied“. Im Herbst langte er mit seinem „Oberon“ auf dem alten Schlosse Coldingen, dem Amtssitz des Justizraths Meyer, an. Hier begann nun ein „wahres Götterleben“. Das Amthaus ist auf einer Anhöhe reizend gelegen; über grüne Wiesen am Ufer der Leine, über Gehölz und Hügel schweift der Blick frei bis an den Deister und zu den göttinger Bergen hin. Man machte Spaziergänge in der Umgegend; zu Hause las man den „Nathan“ mit vertheilten Rollen; abends wurde gespielt und gesungen und man übte seinen Witz in Bouts-rimés und dem Aufgeben von Räthseln und Charaden. Schulze glaubte zum ersten mal zu lieben, vielleicht aber erkannte er die Nothwendigkeit, unerreichbaren Wünschen keine Gewalt über sich einzuräumen. Wenigstens erzählt er, noch in unmittelbarer Erinnerung an diese fröhliche Zeit, seinem Freunde schon von einer andern Begegnung. Bei einem Familienfeste im älterlichen Hause saß er neben Sophie Meyer, der Verlobten eines Herrn von Witzendorf, in eifriger Unterhaltung, ohne wol zu ahnen, wie nahe er diesem Mädchen einst treten werde. Sein Gefühl für Marianne war gegen den Schluß des Jahres schon ziemlich erkaltet; er gedenkt ihrer mit großer Bewunderung, ist voll von ihrer Schönheit, Milde, Sanftmuth, doch läuft schon alles auf Hochachtung hinaus. Ein paar Gedichte an sie empfing Bülow, um sie in seine „Theezeitung“ aufzunehmen, die er nach dem Muster der in Celle redigirten mit berliner Freunden herausgab. Jedenfalls bildet der Aufenthalt in Rehburg einen „tiefen Abschnitt“ in seinem Leben; als einen solchen bezeichnet er denselben später selbst. Er trat hier zuerst in ein Leben ein, dem er sich zu Hause eigentlich entzogen hatte. In wenigen Tagen fand er sich darin zurecht. Daß seine poetischen Versuche Beifall fanden, daß man den halb Erwachsenen bemerkte und heranzog, machte ihn eitel und „suffisant“. „Ich stand auf dem

Punkte, ein sehr flacher Weltmensch zu werden", schreibt er in sein Tagebuch, zu einer Zeit freilich, wo er ähnliche Erfahrungen schon öfter an sich gemacht hatte, „wenn mich dieses mal die Liebe nicht gerettet hätte." Das so stark erwachte Selbstgefühl hatte aber das Gute, daß der letzte Rest von Menschenscheu, die ihm seit seiner Kindheit anhing, verschwand. Auch sein geistiges Thun und Streben wurde seit dieser Zeit mit größerm Ernst erfüllt, wenigstens von dem frühern spielerischen Wesen gereinigt. Er suchte das auf der Schule Versäumte durch Privatunterricht nachzuholen und trieb selbst Musik, wenn auch nur in ganz dilettantischer Weise. Celle, der Sitz eines durch manche seiner Mitglieder berühmt gewordenen hohen Tribunals und mehrerer anderer Behörden, der Wohnort einer zahlreichen Adels- und Beamtenaristokratie, war nicht arm an Bildungsmitteln jeder Art. Liebte man doch sogar damals für diese „zweite Stadt des Landes" die Bedeutung eines „Wetzlar im Kleinen" in Anspruch zu nehmen. Auch ein Theater hatte Celle; es spielte dort 1805 eine Gesellschaft aus Altona, die sich Société nationale dramatique et lyrique nannte, aber nach Schulze's Urtheil „nur einen schlechten Begriff von unserm Nationalschauspiel machen konnte". Im nächsten Jahr kam eine andere Gesellschaft, der auch Döbbelin mit seiner Frau, jedoch nur für kurze Zeit, angehörte. Schulze sah die „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell", ohne daß diese Vorstellungen ihm besonderes Interesse abgewannen. Mit der vorwiegenden Neigung zu Wieland und seiner ersten Uebung in der erzählenden Poesie mag es zusammenhängen, daß er für das Drama überhaupt wenig Sinn hatte. Bei seinem ganz auf das Innere gerichteten Wesen, bei seinem Einleben in eine der Gegenwart gänzlich fremde Welt ist auch seine geringe Theilnahme an den politischen Ereignissen, die ihm seit der unseligen Convention von Artlenburg selbst in den Mauern seiner Vaterstadt nahe genug traten, erklärlich. Er sprach es geradezu aus, daß er einen Ekel gegen alle Politik empfinde; seinem ernstern Freunde mußte er jedoch zugeben, daß niemand das Recht habe, sich ganz zurückzuziehen; aber ein Gedicht, welches er demselben überschickt, in dem er allen möglichen Hoffnungen auf die endliche Befreiung des Vaterlandes Ausdruck zu geben sich bemüht, ist eine gemachte, kindische Reimerei.

Es kam nun die Zeit heran, wo er zur Universität abgehen sollte. Er wählte das Studium der Theologie, für welches man früh den blöden Knaben bestimmt glaubte, jetzt aus freiem Entschluß, sicher nur in der Hoffnung, dasselbe jeden Augenblick wieder aufgeben zu können, und weil es eine freiere Bewegung in seinen Studien gestattete als die strengern und mühseligern Fachwissenschaften der Jurisprudenz oder Medicin. Er trug sich zunächst nur

mit poetischen Planen. Auch Olbers hatte Versuche in der Dichtkunst gemacht; mit ihm und Bülow, so malt er sich das Universitätsleben aus, möchte er ein schönes Kleeblatt bilden, um sich gegenseitig anzuregen und zu fördern, und er träumt schon von einer „kleinen ästhetischen Gesellschaft der Freunde mit regelmäßigen Zusammenkünsten, Vortrag und Kritik eigener Productionen, wobei ein einfaches Mahl den Genuß erhöhen würde“. Ein solcher Abend müßte dann „ganz den Musen und den Grazien geheiligt sein“.

Im Anfang des Herbstes 1806 wohnte der angehende Theolog, um sich durch eine Brunnencur auf seinen künftigen Aufenthalt vorzubereiten, im Gartenhause seiner Aeltern und arbeitete an einer Dichtung, „Der Dämon des Sokrates, im Geschmack der Grazien Wieland's“.

Bouterwek schildert den Eindruck, den der junge Student auf ihn machte, als er sich zu einer Vorlesung bei ihm meldete, als weder für noch gegen ihn einnehmend. Er war von mittlerer Größe und fester Haltung, sein Gesicht regelmäßig und edel gebaut; aber sein geistvolles Auge war unstet. In seinem einfachen, geraden und anspruchslosen Betragen fand er nichts, was ungewöhnliche Erwartungen hätte erwecken können; bald jedoch wurde er aufmerksamer auf den neuen Schüler, als dieser ihm in einem praktischen Collegium Ausarbeitungen vorlegte, in denen Gefühl und Phantasie sich zart und correct ausdrückten. Schulze verkehrte fortan viel im Bouterwek'schen Hause; er legte dem Aesthetiker Gedichte vor, Sonette, Elegien, Episteln, die diesem zwar mangelhaft von manchen Seiten, aber an einigen Stellen unübertreffbar und im ganzen als unzweifelhafte Beweise wahren Dichtertalents erschienen. Für die philosophischen Wissenschaften war jedoch die Anlage seines Geistes nicht geschaffen. Auch war er nichts weniger als ein fleißiger Besucher der akademischen Vorlesungen. Wie er bisjetzt alles sich selbst verdankte, so ging er auch hier lieber seinen eigenen Weg. Die ersten Semester verlebte er arbeitend, lesend, dichtend in heiterer Thätigkeit; „auch die liebe Theologie wurde mitunter etwas getrieben“. Mehr aber interessirten ihn die griechischen Erotiker, in welchen er unter vielem sophistischen Schlamm doch manche schöne Perle fand. Für die beginnende Wiederbelebung der mittelalterlichen deutschen Dichtung bezeigte er die aufrichtigste Theilnahme; unter den italienischen Dichtern las er vorzugsweise gern Ariost und Berni, unter den Engländern Shakespeare. Zu der ersten größern Dichtung, die er wirklich vollendete, nahm er wol die Anregung aus seinen classischen Studien; in dem gewählten Stoffe hoffte er zugleich seinem Vorbilde, zu dem er noch immer mit Bewunderung hinaufschaute, näher zu kommen. Im Jahre 1808 sehen wir ihn an der „Psyche“ rüstig arbeitend, ändernd, bessernd. Anfänglich hatte er sich für

prosaische Darstellung, doch mit eingemischten poetischen Stellen, entschieden; Bouterwek's Rath veranlaßte ihn aber, das Ganze in Verse umzuschmelzen. In dieser Gestalt wurde darauf in Bouterwek's „Neuer Vesta" (X, 179 fg., Leipzig 1808) zunächst das erste und zweite Buch unter dem Titel „Amor und Psyche. Ein Fragment aus einem griechischen Märchen" gedruckt; ein zweites Bruchstück, aus dem fünften Buche, folgte erst nach zwei Jahren in der „Vesta" (XI, 25, 1810); doch war noch vor Ablauf des Jahres 1808 alles im Manuscript fertig geworden. Das Gedicht blieb aber liegen, bis es endlich im dritten Bande der nachgelassenen Schriften und zugleich in einer besondern Ausgabe (1819) gedruckt wurde. Dem Dichter erschien sein Werk so unbedeutend, daß er nicht einmal davon reden hören mochte; und doch war alles nach Form und Inhalt des Meisters nicht unwürdig. Wol jetzt schon bereitete sich eine Umkehr in des Dichters Wesen vor. Zwar trug er sich noch mit mancherlei ähnlichen Plänen, aber es blieb eben bei den Entwürfen, obgleich er an Bülow schrieb, er fühle jetzt eine größere Kraft in sich als vor einigen Jahren, wo er an einem „Lanzelot vom See" dichtete. Die Materialien zu einer ähnlichen Dichtung habe er durch die Lektüre der alten französischen Ritterromane gesammelt, wovon die göttinger Bibliothek einen großen Vorrath besitze. Er glaube sich nicht für die höhere und durchaus pathetische Poesie gemacht und bleibe deshalb lieber bei seinen „Lieblingsgegenständen: Feen, Rittern, bezauberten Schlössern und grausenden Gefahren, diesen Erzeugnissen der freien und entfesselten Einbildungskraft". Aber auch dieser Plan blieb liegen, ebenso ein anderer, die Geschichte von Hero und Leander, von dem wir nichts weiter wissen, als daß der Gang der Begebenheiten ziemlich umgeworfen war, da es Schulze für gewagt hielt, ohne Veränderung der motivirenden Handlung mit Schiller zu concurriren.

Inzwischen hatte er die Theologie mit Einwilligung des Vaters gänzlich aufgegeben; er ging nun zum Studium der Philologie und „der schönen Wissenschaften" über, um sich für die akademische Docentenlaufbahn auszubilden. Seine neue Bestimmung verfolgte er im Verein mit gleichstrebenden Freunden mit ernstem Fleiß; vor allem beschäftigte ihn ein eingehendes Studium der Homerischen Dichtungen. Daneben sammelte er Materialien zu einer Geschichte der griechischen Lyrik und arbeitete an einer umfassenden Darstellung der lateinischen Poesie seit Petrarca. Von allen diesen Beschäftigungen fühlte er sich innerlich durchaus befriedigt. Die Heiterkeit der Ideen, die seinen Geist erfüllten, spiegelte sich auch in seinem Leben ab. Nichts lag ihm damals ferner als Schwermuth. Bouterwek bemerkte, daß es ihm nur um eine ganz ästhetische Lösung der Lebensaufgabe zu thun war. An Bülow schrieb er,

daß er sich die Kunst anzueignen suche, allen Dingen eine schöne Seite abzugewinnen. Dabei machte er sich wenig Sorge um den Verlauf seiner Zukunft. „Sollte er diesen Stein der Weisen entdecken, so werde er sich über das Schicksal erhaben fühlen; sollte selbst die Natur oder das Glück ihn zum Dorfschulmeister bestimmen, so werde er dankbar sein für die psychologischen Entdeckungen an den pinguia ingenia, welche das Consistorium unter sein Scepter gegeben.“ Diese schöne Lebenskunst wurde er nicht müde immer von neuem seinem Freunde zu empfehlen: „Laß um des Himmels willen unter dem ernsten Druck der Arbeiten deine Anlagen zur liebenswürdigen Geselligkeit nicht untergehen. Was der Mensch sich selbst und den einzelnen Individuen um sich her schuldig ist, übertrifft bei weitem das, was der Staat von ihm verlangen kann. Zwänge die Grazien in keinen Reifrock und setze Amorn keine Alongenperrüke auf; sie rächen sich dafür. Kannst du nicht lieben, so verliebe dich wenigstens.“ Selten gab er ernstern Lebensbetrachtungen Raum und nur dann, wenn etwa ein äußeres trauriges Ereigniß ihn zur Einkehr in sich selbst mahnte. Tief erschütterte ihn 1808 der Tod Rüling's; ein Freundschaftsbündniß war gelöst, mit dem sich theuere Jugenderinnerungen verknüpften. Er suchte jetzt Trost in dem Gedanken an ein besseres Wiedersehen. An Bülow schrieb er darüber: „Ich habe zu einem solchen Blick in die Zukunft in dieser Zeit oft Gelegenheit gehabt. Ein hartnäckiger Husten, welcher mich vor kurzem überfiel, machte mich glauben, ich würde das Ende dieses Sommers nicht erleben. Jetzt, da ich überzeugt bin, daß es nur Einbildungen waren, schreibe ich's dir.“ Der Tod, fügt er hinzu, habe nichts Schreckliches für ihn; er glaube, daß die Menschen nicht eigentlich den Tod fürchten, sondern nur die Vorstellung, welche sie von dem Augenblick des Sterbens haben. Er sehe dem Tode oft mit Freude entgegen, besonders in der Hoffnung, über Materien Belehrung zu erhalten, welche nur in einem vollkommenern Zustande aufgeklärt werden können.

Von seinem akademischen Leben und Treiben ist wenig zu berichten. Seit 1808 etwa lebte er nur noch dem Namen nach als Student, auf den Umgang weniger Freunde beschränkt; die Hoffnung, Bülow bald in Göttingen zu sehen, blieb unerfüllt. Er schreibt ihm zu Anfang des Jahres 1808: er könne versichern, daß das Studentenleben und der Studentenumgang keine Anlockung für die Himmlischen seien. Glücklich, wer sich aus dem großen Haufen zurückziehen könne; er fange jetzt auch an, dieses Glück zu genießen, nachdem er im vergangenen Sommer manche unangenehme Erfahrung gemacht. Der Ton auf der Georgia-Augusta war roh und wurde es noch mehr, als nach der Aufhebung der Universität Helmstedt von dort neuer Zuzug kam. Im Jahre 1808 bestanden schon

mehrere Landsmannschaften: Westfalen, Vandalen, Curonen. Die letztern lösten sich wegen eines Duells mit tödlichem Ausgang auf. Man wollte nicht mit Strenge einschreiten, weil man davon eine Abnahme der Frequenz fürchtete. Die Osterferien brachte Schulze in Celle zu; er fühlte, daß er einmal aus Göttingen herauskommen müsse. Er erzählt, er sei im Winter zweimal, wenn auch nicht gefährlich krank gewesen, sei dadurch und durch die schlechte Kost und Pflege so matt geworden, daß er es im künftigen Sommer schwerlich dort ausgehalten hätte. Es seien überdies unangenehme und gefährliche Unruhen in Göttingen ausgebrochen, welche den Aufenthalt unnütz und unerträglich machten. „Man war auf der Straße seines Lebens oder wenigstens vor Wunden nicht sicher.“

Durch seinen alten Lehrer und Freund wurde er auch in das gesellige Leben der Professorenwelt eingeführt. Hier fühlte er sich befriedigter, wenn auch das Bild, welches er davon entwirft, kaum ein erfreuliches zu nennen ist: es lasse sich in Göttingen sehr hübsch leben, wenn man sich nach den Leuten etwas bequemen könne, wenn man die Damen, die sich bemühen, Grazien zu sein, für Grazien nehme. Ueberhaupt sei das größte Verdienst, das man sich hier erwerben könne, zu scheinen, was man nicht sei und nicht sein möchte. Er besuchte verschiedene Thees in der Woche, die in mehrern Häusern regelmäßig gegeben wurden, und zu denen jeder Vorgestellte Zutritt hatte. Da wurden meist jeux d'esprit gespielt, in denen die göttinger Damen der Musenstadt alle Ehre machten. Im Sommer unternahm man häufig Ausflüge in die Umgegend der Stadt, wo dann meist die Gemessenheit salonmäßiger Formen beiseitegelegt und eine freiere Bewegung gestattet wurde. Schulze hatte sich bald für sein Auftreten in diesen Gesellschaften eingeübt. „Da jeder, um nicht als Null betrachtet zu werden, einen bestimmten Charakter nach dem Zuschnitt der eleganten Welt haben muß, habe ich den eines höchst maliciösen Menschen angenommen; bei Leuten von gerader und ungemodelter Denkungsart würde sich ein solcher Charakter gerade nicht sehr empfehlen, hier ist er indeß an seinem Platze.“ Wie der Contrast, äußert er sich gegen Bergmann, jedes Gemälde hebe, so ergötze ihn dieser Gegensatz der äußern Welt gegen die innere; er gewöhne sich dann, mit den Wölfen zu heulen und im schlimmsten Fall einen stummen Zuschauer abzugeben. Da die Medisance, die Affectation und die Koketterie Modekrankheiten seien, so müsse er sich schämen, den einzigen Gesunden spielen zu wollen. Wurde es ihm zu arg, so blieb ihm immer noch übrig, sich wieder in die Stille seiner Arbeitsstube zurückzuziehen. Oft sah er freilich in diesem Komödienspiel eine aufkeimende Gefahr für sein eigenes sittliches Wesen; aber er sagte sich, daß er eigentlich nur Gleiches Gleichem entgegensetzte; alles, was hier geredet und

gefühlt wurde, kam nur aus dem Gedächtniß und dem Verstande. Das Gefühl war überhaupt Contrebande. Er hielt sich für stark genug, die Maske, die er hier nur zu eigenem Schaden trug, nicht in andere Verhältnisse mit hinüberzunehmen und das Wahre in sich selbst unangetastet zu erhalten. Und doch war die Gefahr ihm näher, als er dachte. Diese gewohnheitsmäßige Verhüllung in angeeignete Formen, dieser fortwährende Widerspruch zwischen Gefühl und äußerlicher Negation desselben, brachte den Zwiespalt endlich in sein eigenes Gemüth. Am Schluß des Jahres 1810 fühlte er schon, daß in die alte Heiterkeit mancher Schatten gefallen war. Er suchte der Misstimmung Herr zu werden. Die Kunst für ihn, schreibt er seinem Freunde Bülow, sei, aus dem Gewirr heterogener Dinge den richtigen Optimismus zu gewinnen. Könne man den Kummer nicht besiegen, so bleibe noch immer das Mittel, sich vor den Spiegel zu stellen und sich als einen vollkommenen tragischen Schauspieler zu bewundern; „so hat man denn doch den Genuß, den man bei der natürlichen Nachahmung der Affecte im Trauerspiel empfindet". Er hatte im vergangenen Winter unaussprechliche Leiden erduldet, die er keinem Menschen offenbaren konnte; jenes Mittel sollte sich wirksam dagegen erweisen. Mit dem Motto: „Das Leben ist kurz und bietet alle möglichen Genüsse; wie Nero allen Römern einen Kopf wünschte, um ihn auf einmal zerspalten zu können, so sollte man allen Freuden nur eine Quelle wünschen, um ewig daraus zu trinken", betrat er dann von neuem die Bühne, auf der er nun auch sich selbst betrog.

Bouterwek meinte, als er an seinem jungen Freunde im Verlauf der ersten Jahre vieles verändert sah, seine Phantasie suche nach einem Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschiene; aber bei solchen Lebensansichten mußte er wol vergeblich suchen. Zu Anfang des Jahres 1808 machte er zum ersten mal wieder seit seiner Schülerzeit „eine kleine Streiferei in Amor's Gebiet". Die Erwählte fand er liebenswürdig, gebildet und gut; doch entsprach sie dem Ideal nicht, das er sich entworfen hatte. Er verlangte das auch nicht. „Die Ideale sind nur Sporen für die Menschen, um sie jeden Augenblick in Thätigkeit zu halten; glauben sie dieselben erreicht zu haben, so entfliehen sie und winken ihnen von einem rauhern und steilern Pfade. Warum sollte nicht auch das Ideal einer Geliebten denselben Zweck haben?" Auch sein Ideal, so tröstete er sich, sei gewiß nicht auf dieser sublunarischen Welt zu finden; „denn sollte es wol eine Danae, eine Lais, eine Aspasia oder besser eine Mu arion geben?" Schon im folgenden Jahre glaubte er gefunden zu haben, was sein Herz befriedigte. Aber bald schreibt er an Bülow: „glaube von allem dem nichts, ich habe mich und dich betrogen". Er sah, daß, was er für Liebe hielt, nur Eitelkeit

war; Zufall und Ueberlegung hielten ihn vom entscheidenden Schritte zurück; so konnte er den Zauber lösen und sich zurückziehen. Zum Glück war das Mädchen stark genug, um das Gefühl durch Verstand zu bekämpfen. So suchte er weiter. An Bülow schreibt er am 19. März 1810: „Schon während dieses sonderbaren Misverständnisses mit mir selbst hatte mich eine andere Kraft magnetisch zu sich hinübergezogen und mich allmählich mit tausend feinen Fäden umwunden. Du wirst dich wol noch der Sophie Meyer, nachherigen Frau von Witzendorf, erinnern, welche damals den Menschen zu Celle, die gern Betrachtungen über fremde Fehler anstellen, um die ihrigen durch die Vergleichung in einem minder grellen Lichte zu sehen, so manches zu reden gab.“ Schon vor seiner Abreise nach Göttingen war er dem liebenswürdigen und schönen Mädchen näher getreten. Schulze war der Vertraute ihres Verhältnisses zu Witzendorf und Begünstiger mancher Abenteuer, „welche wirklich häufig an das Romantische grenzten“. Ihre Verheirathung öffnete eine tiefe Kluft zwischen den beiden, und er dachte nie an die große Bedeutung, welche sie einst für sein Herz haben sollte. Nach kurzer Zeit starb der Gatte. Bald darauf kam Schulze nach Celle. Er trat ihr wieder näher und nun entspann sich ein Verhältniß, das er selbst das „wunderbarste der Welt“ nennt. Er dachte nur an eine interessante Ferienunterhaltung, von ihrer Seite war die Begünstigung der Annäherung ein Plan weiblicher Koketterie. Die Verbindung wurde im leichten Stil französischer Galanterie behandelt; er wollte tändeln, sie herrschen, und jeder erreichte seine Absicht, ohne die des andern zu zerstören. Treulosigkeiten und Versöhnungen, Launen, Zänkereien und Wiedervereinigungen wechselten stets miteinander ab und machten „das langweilige Dramá der Liebe“ zu einer fröhlichen Opéra comique. Die abenteuerliche Verbindung gab der Welt natürlich viel zu reden, hatte jedoch für den Dichter den Vortheil tieferer poetischer Anregung und löste sich endlich mit dem beruhigenden Gefühl für beide, „nicht frei von Vorwurf, aber frei von Schuld“ zu sein. Auf diese Episode seines Lebens beziehen sich die schönsten seiner kleinen Dichtungen, die „Elegien“; es sind reizende Bilder wahrer Erlebnisse und Schilderungen schönerer Träume. Sie sind weder den antiken noch den Goethe'schen nachgeahmt; was er selbst empfunden, wollte er auch auf seine eigenthümliche Art darstellen, und bei der Veröffentlichung derselben durfte er zu seiner Rechtfertigung sagen: „ob ich wegen des Inhalts zu verdammen sei, ist eine Frage, die nicht vor den Richterstuhl der Kunst gehört“. Einen tiefen Eindruck nahm er in sein Leben aus solchen Tändeleien nicht hinüber. Die schöne Frau war mit der Vollendung der „Elegien“ so gut wie vergessen. Schon im Sommer waren Herz und Phantasie wieder neu beschäftigt.

Ein Jahr zuvor war er auf einer Reise durch den Harz in einsamer Waldgegend mit einem Mädchen zusammengetroffen, dessen Bild ihm im Wachen und Träumen immer wieder erschien. Auf einer zweiten Reise im Jahre 1810 beschloß er, das Original aufzusuchen. Sie lebte mit ihrem Pflegevater auf der Plessenburg, einem einsam gelegenen Försterhause in der Nähe eines gräflich Stolberg'schen Jagdschlosses. Adelheid, so hieß sie, erinnerte sich der kurzen Begegnung und hatte sogar ein paar Waldblumen als Andenken derselben aufbewahrt; der Fremde wurde in dem traulichen, von der Welt abgeschiedenen Familienkreise bald heimisch. Man wanderte zusammen über Wald und Höhen, und die Abende verflossen unter traulichen Gesprächen, Erzählungen von Waldgeschichten und Jagdabenteuern des Alten; man erfreute sich an alten Sagen von Kaiser Rothbart, den Haimonskindern und der schönen Melusine. Der Dichter war glücklich, und dennoch riß er sich los; hier hätte er vielleicht nach langer Unruhe des Suchens Befriedigung gefunden. An Bergmann schreibt er: „Ihre Gestalt hat einen Ausdruck von Hoheit, der der Liebenswürdigkeit nicht schadet; aus allen ihren Aeußerungen spricht ein kühner Geist und eine schöne Seele." Warum brach er auch diese Verbindung ab? „Die Verhältnisse, die Sorge um das Wohl seines Herzens und seiner Seele, trieben ihn hinweg. Möglich, daß persönliche Hindernisse ihm entgegenstanden. Adelheid war, wie er an Bülow schreibt, das Kind der Liebe eines sehr großen Herrn, der sie in der Einsamkeit erziehen ließ. Glaublicher ist, daß er selbst, seinem gewohnten Optimismus nach, nur einen Roman wollte; er rühmt sich wenigstens gegen seinen Freund, er habe die Geschichte so romantisch wie möglich gemacht. Ja, dies Vertrauen, welches man ihm entgegentrug, hätte er sogar getäuscht; er gab sich für das, was er nicht war, für einen pflanzensuchenden Botaniker. Gegen Bülow gesteht er jedoch, daß das schöne „Brockenmädchen" einen dauernden Eindruck auf ihn gemacht habe, und gegen Bergmann: daß diese letzte romantische und sentimentale Episode seines Lebens ihm auf ewig theuer bleiben werde, denn er wisse, daß er besser durch sie geworden sei. Und dennoch wollte er diesen Gefühlen keine Herrschaft über sich gestatten: „Meine Seele ist von leichterm Stoff gebildet und weiß schmerzliche Eindrücke bald in süße Erinnerungen umzuwandeln." Schon im Herbst des Jahres glaubte er, diese Umwandlung sei gelungen. „Es ist ein hübsches Gefühl, verliebt zu sein und sich ein wenig, wenn auch nicht feurig, wiederlieben zu lassen; nur muß man, wie in der Poesie, Schwärmerei mit Besonnenheit verbinden. Die Liebe soll die Geschäfte erheitern, nicht davon abziehen. Die Arbeit muß das Vergnügen würzen, nicht stumm dafür machen. Die Schwärmerei muß nicht hindern, psychologische Bemerkungen zu machen, und die Jagd darnach das

Feuer nicht in todte Kohlen verwandeln." Diese Herzensergießung schließt er mit dem alten Grundsatz seiner Lebenskunst: „σκήνη πᾶς ὁ βίος" (das Menschenleben ist nur eine Schaubühne).

Auch konnte er sich sagen, daß das abenteuerliche Leben seinem Fleiße keinen Abbruch thue. Die Lektüre der Classiker beschäftigte ihn in diesem Jahre fortwährend; Tacitus, Horaz, Virgil, Aristoteles und Lucian studirte er mit grammatischer Genauigkeit. Zur Abwechselung las er französische Dramatiker und neuere deutsche Dichter. Die größern literargeschichtlichen Arbeiten kamen nicht weiter; auch die Doctordissertation, an der er jetzt arbeitete, wurde nicht vollendet. Von den großen dichterischen Planen war eigentlich nichts zum Abschluß gediehen, wenn man die „Psyche" ausnimmt, deren poetischen Standpunkt er längst überschritten hatte. Damals verkehrte er viel mit einem talentvollen, jungen Manne, Finelius aus Schwedisch-Pommern, und beide trugen sich mit literarischen Planen, zu denen auch die Wiederlebung des „Göttinger Musenalmanachs" gehörte; aber auch dazu wurde kaum der Anfang gemacht.

Wenden wir den Blick einmal rückwärts, um zu überschauen, was bisjetzt auf dem Bildungswege des Dichters erreicht war, so werden wir zunächst einen Reichthum an Lebensmomenten bewundernd anerkennen, wie derselbe kaum jemals einem so jugendlichen Alter vergönnt worden ist; aber verhehlen dürfen wir uns nicht: in dieser Fülle vielgestaltiger, bunt schimmernder Ideen vermissen wir den gediegenen Werth, in dieser leichtflatternden Bewegung der Empfindungen die Tiefe wahren Gefühls und den sittlichen Ernst. Bei der ganzen Anlage seines Wesens mußte hier endlich eine Wandlung eintreten; wir sehen diese schon nach und nach sich vorbereiten. Die Art, wie sie wirklich sich vollzog, mußte für seine Dichtung entscheidend sein.

Im December des Jahres 1811 redet Ernst Schulze zum ersten mal von Cäcilie Tychsen (der Tochter des Orientalisten Th. Chr. Tychsen, gest. 23. October 1834); er lernte sie, damals 17 Jahre alt, in einer Abendgesellschaft im Hause des Hofrath Meiners kennen. Die erste Begegnung war nicht entscheidend; es scheint, als ob er ihr in seiner gewohnten Weise entgegentrat und in seiner sarkastischen Manier ihr sogar Beleidigungen nicht ersparte. Er sah in ihr nur eine schöne, ätherische Gestalt, in deren Gesicht jeder Zug zugleich Geist und Leidenschaft war; sie sei, das war der erste Eindruck, den er mit sich hinwegnahm, bei brillantem Verstande fein gebildet, glänze aber mehr, als sie Gold an sich habe; sie sei gefühlvoll aus Temperament und kokett aus Mode und Gewohnheit und könnte vielleicht lieben, wenn sie nicht vergöttert würde. Dieses vielumworbene Mädchen zu erobern, so sagte ihm die eitele Ge-

wöhnung, werde ihm nicht wenig Ehre eintragen; so wollte er das alte Spiel von neuem beginnen. Aber Cäcilie gehörte nicht zu den Naturen gewöhnlichen Schlages, die ihm bisher auf dem Lebenswege entgegengetreten waren. Wenn schon das Mädchen auf der Plessenburg ihn mächtiger angezogen hatte, so stand er hier endlich vor dem Ideale, das er einst im Bann der Wieland'schen Muse bei Danaen und Aspasien hatte suchen können. Bouterwek schildert Cäcilie mit den einfachen Worten: „In der vollen Blüte der Jugend, reizend vor vielen ihres Geschlechts, von zarter Sittsamkeit, empfänglich für alles Schöne, geistvoll, von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen, zeichnete sie sich auch durch ihren feinen Kunstsinn und ihre Talente aus. Sie zeichnete und malte, spielte Klavier und Harfe mit Fertigkeit und Ausdruck". Dabei war ihr Sinn nur auf das Tüchtige und Ernste gerichtet; in der Malerei befriedigte sie am meisten die Darstellung des Heiligen, in der Musik Sebastian Bach, in der Poesie Klopstock. Schulze trat nun dem Tychsen'schen Hause näher. Im Frühling 1812 schrieb er in sein Tagebuch: „Wenn ich noch viele so glückliche Tage verlebe wie heute, so hat mich das Mädchen vielleicht auf immer gefangen"; er wußte freilich noch nicht, ob er nach einem Jahre noch eben so denken werde. Nach wenigen Tagen jedoch gestand er sich, daß er dieser Liebe unaussprechlich viel Dank schuldig sei, und daß sie sein Wesen vollständig umgewandelt habe. Im Sommer schreibt er schon: „Cäcilie ist ein himmlisches Mädchen", und im bittern Andenken an so viel versplitterte und verlorene Liebesmühe ruft er aus: „O warum mußte ich sie erst spät so ganz kennen lernen!" Er sah nun Cäcilie und ihre jüngere Schwester Adelheid häufiger in Abendgesellschaften, öfter noch bei Besuchen allein. Meist verging die Zeit in ernster Unterhaltung; sie sprach dann „mit schöner Beredsamkeit", sie spielte, Schulze las vor, deutsche Dichter oder das, was er selbst, meist eigens für sie, gedichtet hatte. Auf dieses Maß blieb der Umgang durch Cäcilien's Gesundheitszustand beschränkt; sie war geistig, aber auch körperlich eine zarte Natur. Schon im Frühling hatte sie viel gelitten; während des Sommers machte die Krankheit solche Fortschritte, daß Schulze längere Zeit ihren Anblick entbehren mußte. Im August sagt das Tagebuch: „Ach, ich sehe es nur zu gut, mit jedem Augenblick welkt sie dem Tode entgegen; — bald wird dieses schöne Leben nicht mehr sein und mit ihr viele und heilige Gefühle unter dem Grase schlummern; — möge sie denn sanft sterben, sie ist für diese rauhe Welt nicht geschaffen. — Ich werde einen bittern Kelch zu leeren haben; ewig werde ich um sie weinen;" — und doch wünscht er, sie sterben zu sehen, denn dieser Anblick müsse ihm die sittliche Reinheit für das ganze übrige Leben bewahren. Die Befürchtungen

wurden mit dem Herbst zur drohenden Gewißheit, der er sich nicht länger verschließen konnte. Jeder Gedanke war nun darauf gerichtet, die so kurz gemessenen Tage der Geliebten zu verschönern und durch heitere Anregungen trübe Gedanken zu verscheuchen. Aber diese Bemühung, die sie mit himmlischer Güte vergalt, erwies sich bald als vergeblich; ihr Geist wurde mit dem Körper abgespannter, selten nur zeigte sie lebhaftere Theilnahme, aber es war wie ein leuchtender Funke, der schnell wieder erlosch. Schulze war um so beklagenswerther, da er jetzt ohne Erfolg bemüht war, sich mit der stoischen Weltanschauung zu trösten: „Quid opus est, partes deflere? Tota vita flebilis est.“ Noch fehlte ihm der Glaube: „O, könnte ich mich fest überzeugen, daß es eine Unsterblichkeit mit unveränderter Individualität gebe! Warum haben wir denn ein Herz erhalten, das sich innig an das Schöne schließt, wenn das Schöne wie ein Traum vergeht?“ Ja, die Bitterkeit des Schmerzes steigerte sich bis zu dem Ausspruch: „Wahrhaftig, das Schicksal hat uns die Empfindung nur aus Spott gegeben!“ Doch der Anblick der Leiden, die Cäcilie mit Geduld ertrug, die sie mit der Stärke eines reinen Geistes überwand, sollte auch des Freundes Seele läutern; endlich schrieb er an Bergmann, er beginne, eine Unsterblichkeit zu glauben. So gingen die Tage hin in Furcht und neu belebter, aber immer wieder erlöschender Hoffnung. Cäcilie starb am 3. December. Schulze sah sie noch im traurigen Schmuck des Grabes, in den Locken die Zier blühender Myrten. Als letztes Angedenken trug er einen Myrtenzweig und eine Locke mit sich hinweg. Sie ruht auf dem Wehnder Kirchhofe zu Göttingen. Ihren Grabstein schmückt eine Harfe mit zerrissenen Saiten; Schulze dichtete die Grabschrift:

Welkst du, liebliche Blume, zu zart für die Stürme der Erde,
Ach so früh? Dich nahm, der dich uns schenkte, zurück.
Doch uns lebt dein heiliges Bild im sehnenden Herzen,
Bis wir in Edens Flur himmlisch erblühend dich schau'n.

Das Wesen dieser Liebe bezeichnet Bouterwek mit den kurzen Worten: „Cäcilie erwiderte seine schwärmerische Zuneigung mit freundlichem Wohlwollen und mehr bedurfte er nicht; denn eine poetischere und den gewöhnlichen Forderungen der Leidenschaft williger entsagende Liebe kann es nicht wol geben.“ Auch Schulze selbst täuschte sich nicht. Oft schien es ihm wol, als ob sie seine treue Anhänglichkeit empfinde, ja, er glaubte einen Blick in ihr Herz gethan zu haben und Liebe darin zu finden; dann aber mußte er wieder sehen, wie nur Freundschaft und Achtung für den Dichter sich in ihrem Entgegenkommen aussprach. Er entsagte ihrem Besitz und konnte sogar sagen: „Wer sie einst liebt, wer

sie glücklich machen wird, den werde ich auch lieben, obgleich er meine schönsten Hoffnungen zertrümmert." Die Aussicht auf ihren nahen Tod mußte den Gedanken an eine Verbindung für das Leben ausschließen. So erscheint denn auch in Schulze's Bemühungen für sie nichts anderes als das Streben, ihr zu bieten, was den kurzen Genuß der Stunden verschönern konnte. Seine Gaben sind poetischer Art, nur so konnte er den neuen Inhalt seines Wesens ausdrücken. Jetzt dichtete er nur für sie; für sie schrieb er ein Märchen, das die Geschichte seiner Liebe sinnbildlich enthielt, für sie die „Phantasie", eins der schönsten unter seinen Gedichten als Gegengabe eines Meisterstücks von Sebastian Bach, das sie mit tiefer Empfindung gespielt hatte, der sogenannten chromatischen Phantasie; ihr endlich sollte fortan alles angehören, was er ihr verdankte, seine gesammte künftige Dichtung. „Gleich nach Cäcilien's Tode, an ihrem Sterbebette selbst, faßte ich die Idee eines großen poetischen Werks, um meine Geliebte auf eben die Weise nach ihrem Tode zu feiern, wie Dante seine Beatrice oder Petrarca seine Laura" (an Bergmann 21. December 1812). Eine Unterredung mit Cäcilie legte ihm diesen Gedanken nahe; sie war von der Möglichkeit solcher idealen Verhältnisse überzeugt. Er wollte Cäcilien's Charakter bis in die kleinsten Feinheiten darstellen; darum sollte auch das Gedicht ein rein deutscher Geist durchwehen; „denn Cäcilien's Geist war deutsch, wie ich nie einen fand. ... In ihr soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will als die irdische Liebe neben ihr stehen." Der Ausgang, wenn auch nicht glücklich, sollte doch das Herz nicht zerreißen, alles vielmehr sanft und wehmüthig verhallen, wie Schiller's „Ritter Toggenburg" oder Thekla's „Geisterstimme". Wenn er auch anfangs zu allem, am meisten zum Schreiben, unfähig war, so begann er doch bald die Arbeit, denn unaufhörlich schwebte ein zartes, leichenblasses Bild vor seinen Augen, das ihn mahnte, mannichfach sein zu gedenken in Geist und Wort. Im Januar 1813 war schon der erste Gesang vollendet, dem rasch der zweite folgte.

Die Katharsis, die ihm die Bühne, auf welcher er sein Leben bisjetzt verspielt hatte, nicht bieten konnte, war nun, tragisch genug, erfolgt. Jetzt mußte er gestehen, daß er ein Heuchler gewesen gegen sich selbst aus Eitelkeit und Gewohnheit und um nur consequent zu erscheinen. Jetzt hatte er geliebt, „wie es ein Herz nur vermag, das von dem ewigen Feuer der Sehnsucht glüht, das nicht so leicht und wandelbar ist, wie es schien, und das bisher mit dem Leben nur spielte, weil es nichts darin gefunden hatte, was des Lebens werth gewesen wäre". In Cäcilien fand er sich selbst, doch viel reiner, keuscher, schöner und herrlicher.

Auch sonst trat ihm die Sorge nahe. Seine Gesundheit mahnte

ihn oft, daran zu denken, daß auch für sein Leben der Abend komme. An Cäcilien's Todestage warf er Blut aus, später quälte ihn beständiger Kopfschmerz. Oft machte ihm zwar der Gedanke, daß er der Geliebten bald folgen werde, große Freude, aber dann brachen die alten Zweifel wieder hervor. Er fühlte sich stumm und todt. Seine Arbeiten trieb er mechanisch, aber mit verdoppeltem Eifer, um sich selbst zu versöhnen; eigentlich hatte er dieselben nie unterbrochen. Ob er innerliche Befriedigung in ihnen fand, ob er sogar überall den eigentlichen Beruf für die philologische Wissenschaft besaß, bleibt trotz seiner eigenen Meinung zweifelhaft. Daß sein Lebensplan äußerlich wenig Erfolg versprach, sagte er sich oft genug, und er empfand bitter die Nothwendigkeit, fortwährend noch seinem Vater die Mittel der Existenz verdanken zu müssen. Zuerst im Jahre 1808 befürchtete er, daß seine Aussicht auf eine Professur Schiffbruch leiden werde. Damals war die altberühmte Georgia durch die ausgesprochene Neigung der westfälischen Regierung die Universität zu einer beschränktern Anstalt nach französischem Muster umzubilden, in Schrecken gesetzt worden. Man trug sich mit einer Aeußerung des Ministers Simeon, drei Professoren seien genug, der Etat der Universität solle von etwa 80000 Thalern auf 3000 herabgesetzt werden. Ueber die Bibliothek habe er gesagt: „Que faire avec tant de livres?“ Als später die Besorgnisse, dank den Bemühungen Heyne's und Johannes von Müller's, welcher Generalstudiendirector des Königreichs wurde, sich als unbegründet erwiesen, faßte auch Schulze neue Hoffnung. Er promovirte und habilitirte sich am 21. März 1812 mit einer philologischen Dissertation, einer wenn auch fleißigen, doch sehr unbedeutenden Arbeit. („Incerti auctoris Pervigilium veneris Commentario perpetuo illustratum, prooemio et lectionis varietate instructum cet.“, Göttingen.)

Auch das neue Leben, das für seine Dichtung wie für den ganzen Inhalt seiner Gedanken und Empfindungen angebrochen war, sollte dem Dichter nicht die Ruhe bringen, deren er so sehr bedurfte. Sein Gemüth war zwar geläuterter, aber noch hatte es die Ruhe nicht gefunden; neu erwachende Leidenschaft, wenn auch edlern Gehalts, führte ihn zu neuem Kampfe, dem er endlich unterlag. Nur mit peinlichem Gefühl berichten wir über die letzte Periode seines Lebens, über „Misverhältnisse“, wie sein alter Freund sie nur andeutend nannte, „denen sein sonst so starker und männlicher Geist nicht gewachsen war“. Die Beziehungen zu dem Tychsen'schen Hause hörten mit Cäciliens Tode nicht sofort auf; er fand dort zunächst eine Fülle schmerzlich süßer Erinnerungen. Cäciliens jüngster Schwester Adelheid war er bei der Sorge für die Geliebte näher getreten. Der Eindruck, den sie zuerst auf ihn machte, war nicht günstig; er glaubte, sie habe eine vorgefaßte Mei-

nung gegen ihn: ein Urtheil, welches er bald bereute. Sein Tagebuch enthält im Frühling 1813 die ersten Berichte darüber. Die Frage, ob er Cäcilien noch liebe, durfte er sich aus vollem Herzen bejahen, und doch begannen schon neue Wünsche, wenn auch leise, sich zu regen; sein Herz an einen lebenden Gegenstand zu fesseln, der zu der Entschlafenen in so naher Beziehung stand durch die gemeinsame Liebe zu ihr, erschien ihm jetzt als eine neue Lebensaufgabe. Wir wollen nicht urtheilen, nicht richten, nur eine Erklärung suchen. Cäciliens Bild war ganz in seine Dichtung hinübergeflossen; schon waren die ersten Gesänge des Werks vollendet, das sie zu verherrlichen unternommen war. Damit trat das schöne verklärte Bild ihm gleichsam äußerlich gegenüber, wenn auch immer noch im alten Glanze. Die alte Liebe füllte die Erinnerung, eine neue das Leben selbst. In der Dichtung dagegen traten beide zusammen, um von nun an auch diese mit der wunderbaren Doppelliebe zu erfüllen. Der fünfte Gesang der „Cäcilie" enthält eine Episode, welche darstellt, wie der Dichter sich den Ausgang seiner Beziehungen zu Adelheid zu träumen liebte. Die lange verlorene Schwester der Heldin findet den Abschluß ihrer Irrfahrten in der Vermählung mit einem Ritter, der ebenfalls nach langen Leiden zum Glück gelangt, während jene der ewigen Verklärung durch den Tod entgegengeht. Diese Geschichte, die er an Adelheid sandte, sollte für ihn reden Er kämpfte dann wieder mit sich selbst; er flüchtete zu den kleinen äußerlichen Denkzeichen an seine erste Liebe, und die Leidenschaft wurde stiller; aber er ließ sich immer von neuem zu der Schwester hinziehen. Das Märchen, welches er einst für Cäcilie gedichtet, bringt er i h r, in kleinen Gedichten mannichfacher Form legt er alles nieder, was er empfindet, denkt, hofft und befürchtet; jedes, selbst das unbedeutendste Ereigniß, jede Begegnung, jede Erinnerung an diese gestaltet sich poetisch, um eine Gabe für sie zu werden; ihr schreibt er Briefe, die seine Leidenschaft und den unseligen Zwiespalt in seiner Seele darlegen, ja oft directe Liebeswerbung aussprechen: „Ich liebte in Cäcilien zum ersten male wirklich, und auch Sie sind jetzt noch immer meine e r s t e Liebe; denn Cäcilie und Sie haben sich in meinem Herzen so zu e i n e m Bilde verwebt, daß mir gar keine Trennung mehr möglich ist." Er sucht den Einwurf, der zu seiner Beruhigung dienen sollte, das Leben sei zu lang, um durch e i n Gefühl gänzlich ausgefüllt zu werden, mit dem Beispiel Dante's und Petrarca's, das ihm schon einmal vorgeschwebt hatte, auch jetzt zu widerlegen. Dann wieder will er sich losreißen. Die Ferien im Herbst 1813 bringt er in Celle zu; aber auch von hier aus dauern die Briefe fort; er berichtet über gleichgültige Erlebnisse und Vorgänge, aber dann bricht die Leidenschaft doch wieder durch; er sagt ihr ein be-

wegtes Lebewohl; denn er hatte jetzt, angeregt durch die politischen Verhältnisse, beschlossen, an einem bevorstehenden Kampfe, den man selbst in den Mauern der Stadt befürchtete, Antheil zu nehmen. Er gibt, wie er sagt, alle Ansprüche an die Geliebte auf; wie einst bei Cäcilien, will er jetzt auch gern zu Gunsten „eines andern, vielleicht eines der Tapfern verzichten, welche zur Befreiung des Vaterlandes beigetragen"; dabei kann er sich der ganz geheimen Hoffnung nicht verschließen, selbst dieser Glückliche zu sein, wenn er mit dem Eisernen Kreuze geschmückt zurückkehren werde.

Jetzt entstand auch das schönste Gedicht dieser Periode. Der Hofrath Tychsen hatte ihn schon lange ermahnt, vielleicht um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, der anbrechenden Freiheit wenigstens als Dichter zu dienen. Am 23. Februar brachte er Adelheid eine Dichtung („Cäcilie, eine Geisterstimme"), welche durch Cäciliens Mund mit prophetischen Worten neues Heil dem Vaterlande und das endliche Geschick seines Unterdrückers verkündet. Er las dieselbe bei Tychsens, und alle waren zu Thränen gerührt.

Am Todestage Cäciliens erfuhr Schulze das Aufgebot zur Landwehr, und sein Entschluß stand von jetzt an fest; endlich war das lange schlummernde Gefühl der Mannespflicht in schwerer Zeit erwacht; auch hier ist der Einfluß der ersten Liebe zu erkennen. Er ließ sich darauf in das Bataillon des Oberforstmeisters von Beaulieu-Marconnay, welches in Göttingen gebildet wurde, einschreiben. Da die Ausrüstung bis zum Frühling sich verzögerte, wurde er im Bouterwek'schen Hause einquartiert. Sein Chef bemerkte bald, daß der Dichter dem Vaterlande auch mit der Feder nützen könne; Schulze wurde deshalb bei Secretariatsgeschäften verwandt; Beaulieu gewann ihn lieb und nahm ihn mit besonderer Zuneigung in seine Familie auf. Am 15. März 1814 rückte das Bataillon aus; am 16. folgte Schulze in Beaulieu's Wagen bis Alfeld nach; von da marschirte er mit den übrigen weiter, brachte vom 20. an noch einige Tage in Misburg (bei Hannover) in der Beaulieu'schen Familie zu, feierte in Celle noch seinen Geburtstag und ging dann zur Nordarmee ab. Er konnte sich nun dem gewöhnlichen Soldatendienst nicht ganz entziehen, lag mit dem Bataillon im Bivuak und stand auf Vorposten. Am 4. nahm er an einem Gefechte theil, in welchem ein Angriff der Franzosen auf eine Schanze bei Moorburg zurückgeschlagen wurde, am 7. an einem Scharmützel, welches den ganzen Tag dauerte. Das Bataillon rückte endlich nach dem Abzuge Davoust's (30. Mai 1814) in Hamburg ein.

Mit dem Frieden kehrte Schulze über Celle und Hameln durch das Weserthal nach Göttingen zurück, sehr gegen den Wunsch seiner Freunde; wer seine Verhältnisse näher kannte, mußte wün-

schen, daß er Göttingen nicht wiedersähe. Körperlich erfrischt durch das kurze Kriegsleben, geistig auch belebt durch die Eindrücke wechselnder Ereignisse wie durch manche neue Bekanntschaft, kam er mit vielen schönen Hoffnungen auf ein freilich wehmüthiges, aber doch ruhiges und vertrauliches Leben wieder an. Der Empfang bei Tychsens war so, daß er ihm weder Schmerz noch Freude bereitete. Er wurde krank und sah die Familie lange Zeit nicht; das Verhältniß derselben zu Schulze war sehr erkaltet. Offenbar fürchtete der Vater das Aufregende in der Beziehung zu Adelheid, die ihm als eine Gefühlsspielerei ohne Ziel erscheinen mußte. Adelheid selbst verhielt sich ruhig und gemessen; ob sie für Schulze mehr empfand als Freundschaft, ist sehr zweifelhaft, jedenfalls besaß sie die Kraft, andern Hoffnungen entgegenzutreten. (Sie verheirathete sich später mit einem Herrn von Berlepsch, welcher am Oberlandesgericht zu Naumburg angestellt war.) Schulze fühlte nun wol, was jetzt zu thun war, und strebte seinen Gedanken einen andern Mittelpunkt zu geben. Ein kurzer Ausflug über Falkenhagen durch das Eichsfeld nach Bodungen, und über die Bruck bei Göttingen zurück, sollte wol die ersten trüben Eindrücke mildern. Er nahm seine Studien dann wieder mit Eifer auf. Ein alter Freundeskreis hatte sich in Göttingen wieder zusammengefunden. Diesem schloß er sich jetzt ohne Rückhalt an; in dem Kreise so bedeutender Menschen, wie Bunsen, Lachmann, Lücke, Hoeck, zu denen noch andere, wie Brandis, Jacobs, Klenze, Ulrich, sich gesellt hatten, mußte er sich bald heimisch fühlen; auch den Umgang in gebildeten Häusern, bei Blumenbach, Hausmann, Heeren, beschloß er wieder aufzusuchen. Als er jedoch nach dem Wiederausbruch des Kriegs erfuhr, daß im Harz ein neues freiwilliges Jägercorps gebildet wurde, machte er sich sofort auf, um sich demselben anzuschließen; in Andreasberg hörte er, das Bataillon sei schon ausgerückt und, darin vielleicht einen Wink des Schicksals erkennend, kehrte er nach Göttingen zurück. Vorher hatte er noch eine kleine Wanderung in das Gebirge gemacht, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Auf der Plessenburg fand er alles verändert und hatte nicht den Muth, nach dem Mädchen zu fragen, das einst so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Auf der Hinreise hatte er in Ebergötzen Tychsen's Familie getroffen und auch Adelheid flüchtig begrüßt. So war die alte Unruhe wieder über ihn gekommen; selbst durch fleißige Arbeit an der „Cäcilie" konnte er derselben nicht Herr werden.

Sein Leben verdüsterte sich immer mehr. Die Kräftigung seiner Gesundheit erwies sich nicht als von dauerndem Erfolg; der Winter wurde ihm durch quälenden Husten und rheumatische Schmerzen verbittert. Auch seine Lebensaussichten gestalteten sich immer ungünstiger. In wissenschaftlicher Beziehung hatte er nichts geleistet.

Die erste Sammlung seiner kleinen „Gedichte“ (Vignette: Amor einen Schmetterling haschend über einer Leier und einem Rosenstrauch. Göttingen 1813) begann schon, ihm einen berühmten Namen zu machen; aber in Göttingen waren dergleichen Dinge nicht zu verwerthen; noch hatten die Gelehrten, in deren Hand aller Einfluß lag, das Beispiel Bürger's vor Augen. Dazu fehlte ihm die Gabe des freien Vortrags; seine Vorlesungen waren wenig besucht, und nur sein Privatunterricht beliebter. Im Herbst kamen der Herzog von Cambridge und der Geheime Kammerrath von Arnswaldt, der Curator der Universität, nach Göttingen. Auf die Bitte des Magistrats und der Studentenschaft schrieb Schulze zwei Gedichte an den Herzog, dem er nebst den übrigen Docenten vorgestellt wurde. Obgleich auch Beaulieu ihn empfohlen hatte, erhielt er nur unbestimmte Versprechungen. Im Mai 1815 war er persönlich in Hannover, ohne bessern Erfolg. Eine Stelle als Collaborator an der Klosterschule zu Holzminden, um die er sich beworben hatte, um das Curatorium zu einer bestimmten Erklärung zu veranlassen, erhielt er sofort zugesagt, gab aber die Bewerbuug auf, als der Zweck derselben nicht erreicht wurde. Um gegen seinen Trübsinn anzukämpfen, suchte er sich durch eine kleine Reise zu zerstreuen, die er in den Herbstferien des Jahres 1815 über Holm (Amt Winsen an der Luhe) und Lindhorst (Amt Harburg), wo er einige glückliche Tage in der Familie Schenk von Winterstedt verlebte, nach Harburg und Hamburg unternahm. Schon jetzt hatte er daran gedacht, alles zu lösen, was ihn beengte. Zu diesem Entschluß war er gekommen, als er zu Beginn des Jahres auch einmal seine Jahresrechnung abschloß. Er schrieb an Adelheid: sein Charakter gebiete ihm, sich zurückzuziehen: er möge nicht um Achtung buhlen, die er nicht durch sein Betragen erhalten könne; die Cirkel, wo man ihn noch gern sähe, interessirten ihn nicht, der ihrige sei ihm verschlossen. Noch bitterer war, daß er auch eine Verminderung der Theilnahme Adelheid's an seinen dichterischen Bestrebungen bemerkte. Trotzdem wollte er darin fortfahren, obgleich er fürchtete, diese Arbeit werde seine letzte Freude sein: „nach seiner Entfernung werde er trotz ihrer Geringschätzung Adelheid und ihre Angehörigen nicht weniger lieben“. Aber den Brief wirklich zu übergeben, dazu war er auch jetzt noch zu schwach. Die Correspondenz mit Adelheid dauert fort, wie früher während des Feldzugs, so auch jetzt von Celle aus, von Holm und Lindhorst, wo er doch bei den Aeltern, unter Freunden und Bekannten sich einmal selbst hätte vergessen sollen. So trug er lieber das alte Weh überall mit sich umher. In diesem Briefe hatte er seinen Entschluß ausgesprochen, Göttingen für immer zu verlassen; zunächst hatte Beaulieu ihm sein Haus angeboten; in diesem Briefe hatte er sich zu

ernsterer Stimmung erhoben; er durfte endlich von sich sagen, daß er den rechten Trost gefunden, „in Gott“. „Wenn Cäcilie jetzt noch lebe, so dürfe er sein Auge noch kühner zu ihm erheben als damals“, ja, er hoffte auf die Krone des Lebens als Lohn seiner Treue.

In Celle war der 18. Gesang der „Cäcilie“ vollendet worden; am 18. December schrieb er das Schlußwort und hatte somit eine große Aufgabe seines Lebens gelöst. Ueber den Werth der Dichtung im großen und ganzen können wir hier nicht ausführlicher sprechen. Die Grundidee ist der Sieg des christlichen Glaubens über das nordische Heidenthum. Die Erfindung ist schwach, schon darum, weil sie an die gegebenen Thatsachen, an den historischen Verlauf der Bekehrung der skandinavischen Länder auch die geringste äußere Anlehnung verschmäht. Gelungen aber war ihm, was er eigentlich allein gewollt. Schulze hatte die Freude, von Cäciliens Vater, obgleich der persönliche Verkehr schon gänzlich aufgehört hatte, die Anerkennung seines Strebens zu empfangen. Tychsen schreibt: „Bewundert habe ich die Wahrheit und Kunst, mit der Sie den Charakter der Cäcilie aufgefaßt und dargestellt haben — die zarte Weiblichkeit, den kindlich heitern Sinn, verbunden mit hohem Muth, Geistesstärke und stiller Resignation, die ich besonders in ihrer letzten Krankheit beobachten konnte. Sie haben dem süßen unvergeßlichen Wesen Unsterblichkeit gegeben und ihr ein Denkmal errichtet, das dauern wird, so lange es deutsche Dichtkunst gibt. Empfangen Sie dafür meinen innigsten Dank. Sie werden ermessen, was ein Vater dabei empfand.“ (Concept eines Briefs an Schulze von Tychsen's Hand, im Privatbesitz zu Göttingen.) Nach den Leiden und der Arbeit des Winters trieb der Frühling ihn dann noch einmal hinaus in die geliebten Berge des Harzwaldes. Nach dem „Poetischen Tagebuche“ war er im April in Hildesheim, am Hübichenstein und in Wildemann. Am 25. Mai schrieb Schulze wirklich den letzten Brief an Adelheid. Es war ein Abschied für immer, auf den noch ein kurzes Sehen und ein flüchtiges mündliches Lebewohl folgte. Sein Leben, sofern es Bedeutung für ihn hatte, war damit abgeschlossen, für seine Dichtung aber nahm er sich vor zu retten, was noch an ihm war.

Das letzte Blatt seines Tagebuchs trägt das Datum des 17. Juli 1816. Das bittere Leid, das seine Spalten füllt, klingt noch in einer traurigen Weise aus. In dem Hause, wo Schulze wohnte, hatte eine Familie aus Hildburghausen für kurze Zeit Wohnung genommen, und es bildete sich unter den Hausgenossen schnell eine freundlich belebte und heitere Geselligkeit. Als die Fremden einzogen, fanden sie den Tod im Hause; ein Bewohner desselben, ein Herr von Schwarzkopf aus Kurland, starb an einer im Duell empfangenen Wunde. Der unheimliche Gast trat auch bald der Familie

näher; ein junges Mädchen, „von frischem Geist und warmen Herzen“, erlag einer plötzlich eingetretenen Krankheit; ihr Tod erfüllte alle mit tiefer Trauer; Schulze erinnerte sich an Cäcilien und wurde eben durch den Contrast im Innersten wieder aufgeregt. Auch dies Erlebniß verleidete ihm Göttingen. Freunde, die in Rom lebten, luden ihn zu sich ein, und nun wurde Italien das Ziel seiner Wünsche. Trotz entgegentretender Bedenken gab der Vater seine Einwilligung, und die Abreise wurde für den Frühling des kommenden Jahrs festgesetzt. Der Sommer verfloß unter Vorbereitungen zur Reise und philologischen Studien. Es beschäftigte ihn sogar zuweilen der Entwurf zu einem größern Heldengedicht, „welches durchaus heiter sein und mit Ariost's «Roland» einige Aehnlichkeit haben sollte“, und gerade in Italien glaubte er dasselbe am besten vollenden zu können. Im Herbst wurde eine Wanderung durch Gegenden des Rheins und Mains unternommen. In seinem letzten Briefe (an Beaulieu, 20. Januar 1816) sagt er: die Reise habe ihn freilich erfrischt und für den Augenblick stark gemacht, doch fühle er die Folgen zu großer Anstrengung und Sorglosigkeit gegen Wind und Wetter, und der vorausgehenden ewigen Spannung. Daß der Plan, nach Italien zu gehen, ein verfehlter sein werde, befürchtete er nicht; und doch war sein Leben schon im raschen Sinken. Die letzte seiner größern Dichtungen zu vollenden, war ihm eben noch vergönnt; er gedachte darin das Höchste zu leisten, was er in der Kunst des Stils und des Versbaus vermöge. Er schickte dieselbe an den Verleger der „Urania“, F. A. Brockhaus in Leipzig, zur Concurrenz um den für die beste poetische Erzählung im April 1816 ausgesetzten Preis.

Ein unheilbares Lungenleiden, ein Erbtheil seiner Mutter, machte seit dem Herbst rasche Fortschritte. Im November, nachdem er noch einige Tage in Bettensen (Amt Hannover), einem Münchhausischen Gute, zugebracht hatte, erfolgte ein Blutsturz, und alle Hülfe war zu spät. Seine Pflege in Göttingen übernahmen die Freunde Schleinitz und Reck. Wie er auch jetzt noch dichterisch thätig war, bekundet das „Poetische Tagebuch“. Sein letztes Gedicht, zu Adelheid's Geburtstag, übersandte er ihr, wie er immer gethan, mit einem Blumenkranz. Gegen Ostern kam seine Mutter von Celle, um ihn in das älterliche Haus herüberzuholen, wohin er selbst sich sehnte. Bergmann, damals in Celle, sah ihn täglich; er litt wenig und hatte keine Ahnung des nahen Todes. Seine Gedanken schwebten im „beginnenden Geistesschlummer“ nach Italien hinüber. Noch eine Freude war ihm bereitet; seiner „Bezauberten Rose“ war der erste Preis zuerkannt worden. In der Vorrede zur „Urania“ sagt Friedrich Arnold Brockhaus: „Wir achten sie für ein Werk von bleibendem Werth in der vaterländischen Poesie.

Leider wird die Freude, ein Talent von echter Dichterweihe bei dem Publikum einzuführen, durch den noch größern Schmerz getrübt, daß uns dasselbe in dem Augenblick, wo es sich in seiner Fülle entfaltet hatte, auch schon wieder entrissen ist", und in dem Nachwort zur ersten besondern Ausgabe (15. September 1818): „Der Unterzeichnete beeilte sich, dem herrlichen Dichter zu seinem Siege Glück zu wünschen; aber je größer seine eigene Freude über diese zarte und duftige Blume, die in der deutschen Poesie unverwelklich bleiben wird, gewesen war, um so niederschlagender und wahrhaft schmerzlich war ihm die Nachricht, die ihm schnell wurde, daß der Dichter nicht mehr lebe, und ihm nur wenige Tage vor seinem Tode die Nachricht von seinem Triumphe und der Anerkenuung seines Talents zugekommen sei."

Schulze starb am 29. Juni 1817 und wurde auf dem Friedhof vor dem Hehlenthore begraben. Nach Bergmann's Erzählung erschienen einige Tage später zwei verschleierte Frauengestalten beim Todtengräber, ließen sich Schulze's Grab zeigen und legten zwei Kränze darauf nieder. Im Jahr 1855 schmückte Heinrich Brockhaus die Grabstätte mit einem einfachen Monument. Bei der funfzigjährigen Wiederkehr seines Todestages (1867) beschloß der Celler Gesangverein, eine Denktafel an dem Geburts- und Sterbehause des Dichters zu stiften.

Die vorstehenden Blätter haben Ernst Schulze geschildert, wie er offen und ohne Rückhalt sich selbst gab. Noch eins müssen wir hinzufügen: unter der steten Aufregung und Spannung innerer Kämpfe litt niemand als er selbst; er liebte es nicht, sein Leid und seine Misstimmung in seine Umgebung hineinzutragen, oder gar widerstrebende Verhältnisse nach eigenen Wünschen und Hoffnungen zu bestimmen. Wenige schlichte, aber eindringliche Worte, ein Nachruf seines alten Freundes Bouterwek, mögen hier stehen, um in sein Bild die letzten vollendenden Züge hineinzutragen: „Ernst Schulze war ein Mann von edler Seele, voll männlichen Selbstgefühls, aber nie sich selbst, am wenigsten seine Talente überschätzend; verschlossen, aber unverstellt; kein philosophischer Geist, aber wahr in seinem Innersten, ein Todfeind der Lüge, des Trugs, der Schmeichelei und der Zweideutigkeit im Reden und Handeln, freigesinnt und ohne Furcht; standhaft bis zum Eigensinn in seinen Entschlüssen und verständig in allen gewöhnlichen Verhältinssen des Lebens."

Als unser Dichter die erste Sammlung seiner „Gedichte" herausgab (1813), sollte das Vorwort die Stellung klar machen, die er in der deutschen Literatur einzunehmen glaubte. Er bezeichnet seine Zeit als das Ende des Blütenalters; von der andringenden romantischen Schule fürchtete er Gefahr für die Dichtung über-

haupt. Er erklärt sich gegen die Kunstjünger verständigerer Meister, welche die Poesie von der sonnigen Höhe, worauf sie vor zwanzig oder dreißig Jahren gestanden hatte, in sumpfige und dunstige Niederungen herabzuziehen suchten, deren Irrlichter für Sterne der Verheißung galten. Nicht weniger fühlte er sich von der „Deutschheit" zurückgestoßen, die man überall im Munde führte, da man doch mehr denn je den fremden Götzen fröhnte: „Nur das Gestaltlose und noch häufiger das Ungestaltete wird als Gemüth gepriesen, und die Kraft, die doch ihrer Natur nach die größte Klarheit erfordert, hüllt sich in einen mystischen Nebel und schleicht wie ein Gespenst um das Grab der alten Heldenzeit." Sich vor dem Einfluß der verderblichen Sekte dieser falschen Romantiker bewahrt zu haben, hielt er für sein größtes Verdienst. Aber, wenn auch in ihm überall die classische Periode nachklingt, so gehört er doch selber zu den Romantikern; denn wie seine gesammte Lyrik nur auf der nach Ausdruck ringenden eigenen Subjectivität beruht, so ist seine epische Poesie auf dem Boden einer idealen Welt auferbaut, die mit der realen nichts gemein hat. Noch mehr aber: obgleich von der klaren und heitern Objectivität Wieland's zunächst angeregt, geht doch seine erzählende Dichtung stets von der eigenen Subjectivität aus, ja, diese bricht überall durch, von ihr wird alles getragen, zu ihr kehrt alles zurück.

Was die Kunst der Darstellung, den Wohllaut der Sprache und die Behandlung der metrischen Formen betrifft, so steht Ernst Schulze unübertroffen neben den besten Dichtern des nachclassischen Zeitalters unserer Literatur; hier kamen ihm eine tiefere classische Bildung und stete Uebung an den besten Mustern, in der letzten Zeit vor allem die Nachahmung der Italiener: Petrarca, Tasso, Ariost, zugute. Wäre ihm vergönnt gewesen, nach dem Bruch mit allen beengenden Verhältnissen, nach der Lösung des Banns, der seine Seele gefangen hielt, in einem neuen Leben zu erstarken, so hätte er wol in seiner Dichtung dem Weichen und Anmuthigen auch die Kraft zugesellt und so dem strengen ästhetischen Urtheil derer Genüge gethan, welche in unsern Tagen seine gesammte Dichtung als „Zeichen des verweichlichten Geschmacks der Zeit" zu verdammen lieben, und in dem Schmelz und dem Duft seiner poetischen Bilder nur ein „Verschmelzen und Verduften" erblicken.

Ueber die beiden Werke, die der vorliegende Band zunächst den Lesern wieder vorführt, haben wir nach unsern eingehenden Ausführungen noch kaum etwas zu sagen. „Die bezauberte Rose" ist ein reizendes Bild aus der Märchenwelt, in der Schulze schon früh sich heimisch fühlte, von einfacher und anmuthiger Erfindung, freilich nicht im Sinne des echten Volksmärchens gedichtet und

deshalb der tiefern Bedeutung entbehrend, doch auf einen Gedanken hinauslaufend, um den das ganze geistige Leben des Dichters sich bewegt: das Köstlichste der Welt kann nur durch ebenso herrliche Gegengabe errungen werden. Nicht Gold noch andere Schätze der Erde, sondern die Gabe, die aus der Tiefe der Menschenbrust stammt, die Poesie, bricht den Zauber und erringt den endlichen Lohn. Die Verzauberung in eine Rose hängt ebenfalls mit einem Lieblingsgedanken des Dichters zusammen. Sie ist ihm ein Sinnbild alles Schönen, das oft in seinen Dichtungen wiederkehrt, das ihn selbst in ernsten philologischen Studien beschäftigt. Unter den kleinen Arbeiten, welche die Mitglieder der philologischen Societät in Göttingen zu gegenseitiger Beurtheilung einander vorzulegen pflegten, hat sich auch ein Aufsatz von Ernst Schulze gefunden, über den Cultus der Rose im classischen Alterthum, über ihre Bedeutung im Leben und in der Dichtung. („De Rosis lusus. Scripsit Ernest. Schulze. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Müldener", Göttingen 1867.) Auch Bouterwek erwähnt diese Vorliebe ausdrücklich. Selbst in der „Cäcilie" ist die Rose von Bedeutung; hier erscheint sie als ein Kleinod, das, aus der Dornenkrone des Heilands erblüht und im heidnischen Tempel aufbewahrt, dem nordischen Volke zum Hort und zur Quelle der Macht geworden ist, bis es endlich, durch Cäciliens Hand erobert, für jenes seine Wunderkraft verliert. Um dieser Erfindung willen hielt auch Schulze an dem verfehlten Plan des Ganzen fest, weil er eben die Rose nicht aufgeben wollte. Vor allem erschien ihm diese Blume als ein Symbol aufblühender jungfräulicher Anmuth und Reinheit. So ist denn auch in dem Märchen die Verwandlung in eine solche nicht allein die Grundidee, sondern sein Dichten selbst knüpft unmittelbar an einen wirklichen Rosenstrauch an, den Adelheid's Hand in dem Gärtchen ihres Hauses pflegte, und der noch heute, wie die Sage geht, dort lebt und blüht. Das Bild erweitert sich allmählich, der enge Raum wird zum weiten Gefild mit Wald und Höhen, ein Königsschloß erhebt sich vor dem Auge des Dichters. Die Rose fließt mit dem Ebenbilde der Geliebten zusammen und die freundliche Geschichte steht vor seinen Augen, Klang an Klang, Bild an Bild reihen sich zum Gedicht aneinander.

Das „Poetische Tagebuch" ist nichts anderes als eine Illustration seines prosaischen Tagebuchs. Als dasselbe nach des Dichters Tode gedruckt erschien, mußte trotz der Vorrede und der vorangestellten „Erklärung" den Lesern vieles dunkel bleiben. Die „lange Fahrt" des Dichters für die verstorbene Geliebte ist seine Arbeit an dem großen Gedicht „Cäcilie", das, zur Verherrlichung derselben begonnen, damals der Vollendung nahe war. Der Ausdruck bezieht sich auf die Anlage des Gedichts selbst; der Dichter ist Reinold, der Sänger,

welcher in treuem Dienst Cäcilien durch die Kämpfe und Gefahren geleitet, die mit ihrer Verklärung im Tode enden. Das übrige ist eine Einleitung, welche in kurzen Zügen die der ganzen Reihenfolge zu Grunde liegenden Verhältnisse andeutet. Nirgends tritt die Eigenthümlichkeit in Schulze's Production so charakteristisch zu Tage wie in diesen kleinen Gedichten. Alles schließt sich an äußere oder innere Erlebnisse an, an kleine Reisen, Wanderungen, Spaziergänge, Besuche bei Freunden, Begegnungen und Trennungen, und ist der Ausdruck von Gefühlen, Stimmungen schmerzhafter oder freudiger Art, von Hoffnungen und Entschlüssen. Auch einzelne Gedichte von selbständigerer Bedeutung wurden in die Sammlung aufgenommen, weil sie von bestimmten äußern Anläßen ausgingen; so „Cäcilie, eine Geisterstimme", über deren Entstehung schon berichtet wurde, der Abschied von Adelheid nach dem Einzuge des Kronprinzen von Schweden und das „Jägerlied", am Tage nach einem Gefecht gedichtet, wie es scheint als Nachahmung von Körner's „Lützow'scher Jagd", doch schwerlich zum Singen für die Beaulieu'schen Jäger bestimmt, da es keiner bekannten Melodie sich anschließt; ferner der poetische Gruß zum Geburtstage Tychsen's (8. Mai) und die schöne Sage vom Hübichenstein.

„Die bezauberte Rose" erscheint hier in einer sorgfältigen Revision des Textes, welche auf den ersten Abdruck derselben in der „Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1818" (Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus) und auf des Dichters eigene Handschrift gegründet ist. Die Reihenfolge kleinerer Gedichte wurde zuerst im dritten Bande der „Sämmtlichen poetischen Schriften" (1819) nach einer für Adelheid Tychsen bestimmten Abschrift, verglichen mit den hinterlassenen Papieren des Dichters, herausgegeben. Diesen ersten Abdruck wiederholt die gegenwärtige Ausgabe. Drei Gedichte (vom 19., 22., 24. April 1816) wurden nach Mittheilungen von Freunden bei der dritten Auflage der Werke (1855) dem „Poetischen Tagebuche" eingefügt. Bei „Cäcilie, eine Geisterstimme" ist der von Schulze selbst besorgte Einzeldruck (Göttingen, Vandenhoeck 1813) zu Grunde gelegt worden.

Julius Tittmann.

Inhalt.

Die bezauberte Rose.

Poetisches Tagebuch.

Die bezauberte Rose.

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Die bezauberte Rose.

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Zueignung.

Als du mich jüngst nach manchen trüben Tagen
Zum ersten mal mit holdem Wort gegrüßt,
Da wollte gern mein Mund den Dank dir sagen,
Doch hätt' ich's leicht mit deinem Zorn gebüßt,
Weil minder nicht als meinen leisen Klagen
Auch meiner Lust dein Busen sich verschließt.
So magst du denn für mich die Muse hören,
Denn Göttern kann kein Mensch das Reden wehren.

Erster Gesang.

1.

So fühlst du denn mit lauen Lenzesschwingen,
Genesung, heut mir Brust und Angesicht,
Und siegend steigt aus trüben Wolkenringen
Ein klarer Mond, des Lebens heitres Licht.
Nicht kann ich jetzt zurück die Blüte zwingen,
Die neubelebt aus voller Knospe bricht,
Um wunderbar in lieblichen Gestalten
Durch alle Welt die Blätter zu entfalten.

2.

Denn wie empor an blauen Himmelshöhen
Mit meiner Kraft zugleich die Sonne schwebt,
Und weit hinweg die dunkeln Wolken wehen,
Die dort das Licht, wie mich das Leid, umwebt,
Läßt sich auch mir die Welt von neuem sehen,
Wie einst ihr Bild in meiner Brust gelebt;
Die Strahlen, die, mir lang verschleiert, schliefen,
Erwachen hell in ihren heil'gen Tiefen.

3.

Und jenen Geist, der aus verschwiegnen Quellen
Durch alles Sein sich schöpferisch ergießt,
Durch den Gestalt und Leben sich gesellen,
Und todtem Wort ein blühndes Bild entsprießt,
Ihn, der so hold aus Wolken und aus Wellen,
Aus Wies' und Wald mit leisem Ton uns grüßt,
Sein Walten kann, wie einst in schönern Zeiten,
Noch einmal jetzt mein Sinn verstehn und deuten.

4.

Hier ruft der Hain mit tausend holden Stimmen,
Mit Klang und Duft mich in sein gastlich Haus,
Die Wölkchen, die durch helle Lüfte schwimmen,
Ziehn lustig dort auf ferne Reisen aus.
Ich seh die Lieb' in allen Blüten glimmen,
Den Schönen schmückt die Wiese sich zum Strauß,
Die Rose birgt in ihrer zarten Hülle
Mit mehr der Lust der Schmerzen süße Fülle.

5.

Das Gärtchen auch, das dort, mir halb verborgen
Und halb enthüllt, so holde Blumen trägt,
Das all mein Glück und alle meine Sorgen
Mir oft so nah im engen Raum umhegt,
Der theure Ort, wo sie auch diesen Morgen
Mit zarter Müh die jüngern Schwestern pflegt,
Die, sanft berührt von ihren milden Händen,
Mir buntern Glanz und süßre Düfte senden.

6.

Wie scheint es jetzt viel reicher sich zu schmücken,
Wie glänzt der Thau, wie prangen Farb' und Grün!
Wol hat das Licht aus ihren klaren Blicken
So holden Reiz den Bildern dort verliehn.
Stets bunter will der Zauber mich umstricken,
Es wächst der Raum, die engen Schranken fliehn,
Schon läßt dem Aug' ein weit Gefild sich sehen
Mit Wald und Thal, mit Quellen, Aun und Höhen.

7.

Und jene dort, nicht weiß ich, ob's die Rose,
Die sie erzog, ob sie es selber ist,
Die schüchtern blüht und unter zartem Moose
Den Dorn verhehlt und doch ihn nie vergißt,
Die Liebliche, die zagend nur und lose
Der laue Hauch mit Geisterlippen küßt,
Indeß von fern die Schmetterlinge fliegen
Und mit dem Duft bescheiden sich begnügen.

8.

Sie scheint ein süß Geheimniß mir zu hegen,
Das tief im Schooß oder zarten Blätter ruht;
Solch Leben kann sich nicht in Pflanzen regen,
Fühllosem nicht entwehn so holde Glut;
Auch seh' ich wol, daß Geister sie verpflegen,
Ihr Blühen steht in stiller Elfen Hut,
Die schöngeschmückt mit thaubenetzten Kronen
Im tiefsten Kelch als goldne Stäubchen wohnen.

9.

Und da ich nun den Blick zur Ferne richte,
Ins bunte Thal und in den kühlen Hain,
Erkenn' ich bald die freundliche Geschichte,
Weil ihren Strahl die Götter mir verleihn.
Von selber scheint zum zierlichen Gedichte
Sich Klang an Klang und Bild an Bild zu reihn;
Denn wie es einst in ferner Zeit geschehen,
Das kann ich klar mit eignen Augen sehen.

10.

Das Königsschloß mit goldgeschmückten Zinnen
Erhebt sich dort am Hügel stolz und fest.
Nichts Schönes läßt im Traume sich ersinnen,
Was nicht sich dort noch schöner schauen läßt;
Allein das Schönste, wähn' ich fast, ist drinnen,
Aus Weihrauch baut der Phönix ja sein Nest,
Daß schon von fern der süße Duft uns lehre,
Welch edlem Herrn solch edles Haus gehöre.

11.

Und sieh, so ist's; denn in des Gartens Hallen
Erscheint es jetzt gleich einem Traumgesicht.
Zwölf Jungfraun sind's, doch weil' ich unter allen
Auf einer nur, die andern acht' ich nicht;
Denn wie sich oft auf glänzenden Krystallen
Der Sonnenstrahl in sieben Farben bricht,
So ist in ihr das Licht vereint, und jene
Sind Strahlen nur vom Abglanz ihrer Schöne.

12.

Wohin doch wol die vollen Rosen schwanden,
Die prangend dort mir ihren Kelch gezeigt,
Die Lilien, die dort so glänzend standen,
Die Veilchen auch, vom Thau so hell und feucht?
Ob Nymphen sie in bunte Kränze wanden?
Ob welkend schon ihr Haupt sich hingeneigt?
Jetzt seh' ich sie nur noch auf jenen Wangen,
Auf jener Stirn, in jenen Augen prangen.

13.

Weich hat ihr Haar in sanftgelockten Ringen
Ein goldnes Netz um Hals und Brust gewebt,
Ein Frühling scheint aus ihrem Blick zu dringen,
Deß frischer Quell in ihrem Busen lebt.
Wie lieblich mag die zarte Stimme klingen,
Weil sie vom Hauch so holder Lippen bebt,
Die unentweiht, gleich halbentkeimten Blüten,
Nur erst im Traum, was Küsse sind, erriethen!

14.

Ein blau Gewand, das goldne Schleifen binden,
Hüllt faltenreich die schlanken Glieder ein;
Doch was mir Haupt und Arm und Brust verkünden,
Mag mir ein Bild der stillern Reize sein.
Kein Meißel kann so weiche Formen ründen,
So züchtig glänzt kein Schnee, kein Elfenbein;
Und, wenn nicht ganz die Augen mich betrügen,
Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen.

15.

Von Anmuth ist ihr zartes Bild umflossen,
Wie unsichtbar dem Kelch der Duft entquillt;
Kein Thränlein hat dies Auge noch vergossen,
Das nicht auch gleich ein Lächeln schon gestillt;
Wenn in der Brust auch leise Wünsche sprossen,
Noch haben kaum die Knospen sich enthüllt,
Noch ahnt sie nicht, daß auch in ihrem Herzen
Ein Quell sich birgt von Sorg' und süßen Schmerzen.

16.

Wol mancher mag die weiße Ros' erheben,
Die still im Schooß den keuschen Frieden trägt;
Ich werde stets den Preis der rothen geben,
Aus welcher hell des Gottes Flamme schlägt.
So feuchten Glanz, solch glühend Liebesleben,
So lauen Duft, der Sehnsucht weckt und hegt,
Solch kämpfend Weh, verhüllt in tiefe Röthe,
Ich acht' es süß, ob's auch verzehr' und tödte.

17.

Drum wähn' ich auch, wenn einst in jener Schönen
Aus leisem Schlaf das reiche Herz erwacht,
Wenn Wahn und Furcht, wenn Hoffnung, Wunsch und Sehnen
Ihr siegend nahn mit wandelbarer Macht,
Wenn Freud' und Schmerz von einer Saite tönen,
In einem Traum ihr Auge weint und lacht,
Erst dann wird ganz ihr Reiz, vom lauen Wehen
Der Lieb' umspielt, in voller Blüte stehen.

18.

Doch während nun die holde Schar im Kühlen
Sich an den Rand der klaren Quelle setzt,
Und jene dort mit zarten Blumen spielen,
Und die am Lied der Vögel sich ergötzt,
Doch manche still mit Träumen und Gefühlen
Den Gott ernährt, der heimlich sie verletzt,
Verlass' ich sie, um unter Blütenzweigen
Des Schlosses Marmortreppen zu ersteigen.

19.

Leontes ist's, der hier auf mächt'gem Throne
Das Scepter führt mit väterlicher Hand.
Ihm hat Astolf das Kleinod seiner Krone,
Sein einz'ges Kind, Klotilden, jüngst gesandt,
Daß sie geschützt in seinen Mauern wohne,
Bis er vom Feind befreie Leut' und Land,
Der plötzlich ihn mit wilden Kriegeswogen
Aus altem Haß verderblich überzogen.

20.

Gern hat der Fürst das holde Pfand genommen,
Der Vater war als Waffenfreund ihm werth;
Auch schien ihm selbst ein neues Licht entglommen,
Weil er schon lang den eignen Sohn entbehrt;
Und jene, die als Mittlerin gekommen
Und für den Freund den Liebesdienst begehrt,
War heimlich ihm seit frühen Jugendstunden
Mit süßem Band und theurem Schwur verbunden.

21.

Denn als gesellt dem kühnen Ritterstande
Leontes noch auf Abenteuer zog,
Und jugendlich durch manche ferne Lande
Der edle Ruhm von seinen Thaten flog,
Da kam er einst zum weiten Meeresstrande,
Wo ihn zu ruhn die kühle Nacht bewog.
Er ließ sein Roß am grünen Ufer grasen
Und lagerte sich auf den weichen Rasen.

22.

Doch hatt' er noch die Augen nicht geschlossen,
Als plötzlich ihm ein lieblich Bild erschien.
Er sah das Meer von bunten Blumen sprossen,
In Strahlen schwamm der Wellen dunkles Grün,
Ein süßer Klang kam durch die Luft geflossen,
Wie ums Gebirg' oft leichte Nebel ziehn,
Ein holder Duft, wie von den sel'gen Höhen
Des Libanon, begann umherzuwehen.

23.

Dann nahte sich auf sanftgetheilten Wogen
Ein glattes Schiff dem blumenreichen Strand;
Wie lustig auch die seidnen Wimpel flogen,
Wie leicht die Luft das Segel auch gespannt,
Doch ward es sanft von Schwänen fortgezogen,
Um deren Hals ein goldner Zaum sich wand.
Aus Ebenholz erglänzten Mast und Stangen,
Von Elfenbein schien Bord und Kiel zu prangen.

24.

Ein heller Kranz von leuchtenden Rubinen
Schloß dichtgereiht den Rand des Schiffes ein,
Und lieblich schwamm, wie eine Ros' im Grünen,
Sein schönes Bild im irren Wellenschein.
Zu Tauen sah man zarte Seide dienen,
Der Anker schien ein goldner Pfeil zu sein,
Und schön geschnitzt hob auf des Schiffes Spiegel
Der Liebesgott die rosenfarbnen Flügel.

25.

Mit blondem Haar und jugendlichen Wangen
Saß um den Bord ein Nymphenkreis gereiht,
Die in der Hand die Silberruder schwangen
Mit leichter Müh, im anmuthvollen Streit.
Sanft zitterte das stille Meer, es klangen
Vom leisen Schlag die Wogen weit und breit,
Als sei, beseelt zu lieblichen Accorden,
Die stumme Flut ein Harfenspiel geworden.

26.

Ein Baldachin entfaltete sich droben
Aus hellem Gold und zartem Himmelblau,
Und drunter saß, von leichtem Flor umwoben,
Auf reichem Thron die allerschönste Frau.
Nichts frommt es mir, der Augen Glanz zu loben,
Den süßen Mund, der Glieder schlanken Bau;
Ihr holdes Bild trägt auf der Welt nur eine,
Und wer sie kennt, versteht es, was ich meine.

27.

Ein schmaler Reif von hellen Diamanten
Umgab ihr Haupt mit zauberischem Licht,
Und leicht umfloß mit reichgestickten Kanten
Ein zarter Flor ihr blühndes Angesicht;
Allein den Strahl, den ihre Blicke sandten,
Verbürge selbst der Isis Schleier nicht.
Der eine Arm lag auf des Thrones Lehne,
Der andre hielt am goldnen Band die Schwäne.

28.

Janthe war's, die durch die glatten Pfade
Des Meeres zog im stillen Mondenschein.
Oft pflegte hier am mitternächt'gen Bade
Mit ihrer Schar die Fee sich zu erfreun,
Denn schattig wob ums friedliche Gestade
Sich hier im Kreis' ein blütenreicher Hain,
Aus dessen Schooß, von Rosen eingeschlossen,
In diese Bucht viel klare Quellen flossen.

29.

Als nun die Fee dem glatten Schiff entstiegen,
Fand sie am Quell, dem Meeresstrande nah,
Im frischen Grün den jungen Ritter liegen,
Der süß erstaunt das holde Schauspiel sah.
Er wähnte längst in Träumen sich zu wiegen
Und glaubte nicht, was um ihn her geschah.
Kaum ließ sein Mund den leisen Athem hören,
Aus Furcht, das zarte Luftgebild zu stören.

30.

Noch blüht' er hold in seinen jungen Tagen,
Sein Haar war blond, die Lippe sanft geschwellt;
Ein kühnes Herz schien diese Brust zu tragen,
Und Mild' und Kraft auf dieser Stirn gesellt.
Wol mochte man beim ersten Anblick fragen:
Ist dies Apoll, der Hirt, ist's Mars, der Held?
Doch sah man bald, daß solch ein lichtes Auge
Zum Leuchten wol, doch auch zum Blitzen tauge.

31.

Kaum hatte jetzt das Feenkind Janthe
Den hellen Blick auf ihren Gast geneigt,
Als rasche Glut in ihrer Brust entbrannte,
Die früher nie der Liebe Pfeil erreicht.
Bald in die Höh, bald auf den Boden wandte
Ihr Auge sich, von süßen Thränen feucht,
Die, tief geweckt von heimlichem Verlangen,
Ihr unbewußt durch ihre Wimpern drangen.

32.

Ihr Busen stieg, wie sanft im schwülen Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt,
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit irrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
Zu eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus ros'gem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

33.

Und wenn auch jüngst, seit an Armidens Blicken
Rinaldo's Kraft sich schwelgerisch verzehrt,
Mit Liebeshuld die Menschen zu beglücken,
Des Schicksals Schluß den Feien streng verwehrt,
Janthe ließ sich von dem Netz umstricken,
Womit sie selbst so manchen sonst bethört.
Mag ew'ges Leid die kurze Lust auch rächen,
Sie zaudert nicht, die süße Frucht zu brechen.

34.

Sie steht, sie schwankt, sie hebt den Fuß, sie schreitet
Mit leisem Schritt dem Ritter zu, sie naht,
Ob auch die Furcht noch mit der Liebe streitet,
Ein glühend Herz gibt nimmer sichern Rath.
Kein Wunder ist's, wenn Amor irr' uns leitet,
Der blinde Gott kennt selber nicht den Pfad,
Doch täuscht er uns mit lieblichem Gekose
Und lügt uns dreist den Stachel oft zur Rose.

35.

Schon steht die Fee mit holdverschämtem Schweigen
Vor ihrem Gast und lächelt leis' und mild;
Dann sieht man sie zu ihm sich niederneigen,
Daß wallend ihn ihr goldnes Haar umhüllt.
So senkt sich oft an schlanken Waldeszweigen
Die volle Frucht, die reich an Süße schwillt.
Mit scheuem Ton, der von dem holden Zagen
Des Herzens bebt, beginnt sie so zu fragen:

36.

Wer führte dich zum fernen Zauberlande,
Zu dem der Fuß der Menschen nimmer dringt?
Mein ist die Luft, der Grund an diesem Strande,
Und mein der Raub, den hier die Welle bringt.
Drum fessl' ich dich mit diesem goldnen Bande,
Das weich sich schon um deinen Nacken schlingt,
Und werde streng als Herrin mit dir schalten,
Bis ich von dir der Freiheit Preis erhalten.

37.

Wol scheinst du dich vor vielen zu erheben
An edelm Stamm, an fürstlich hohem Sinn,
Drum sollst du mir die reichste Lösung geben;
Für Schlechte nur ist jeder Preis Gewinn.
So nehm' ich denn dein Herz, dein Blut, dein Leben,
Dein Glück, dein Leid, dich selber nehm' ich hin
Und halte dich mit süßem Band so lange,
Bis ich für dich dich selbst zum Preis empfange.

38.

So sprach die Fee; und Mienen, Blick und Winke,
Dem holden Wort bedeutend zugesellt,
Verkündeten, wie nah die Frucht schon blinke,
Die sonst so schwer und oft so spät erst fällt.
Als ob herab der Himmel auf ihn sinke,
Umarmte jetzt sein rasches Glück der Held,
Und sollt' auch tief die Erde rings sich spalten,
Er würd' es fest in starken Armen halten.

39.

Und hättet ihr der Wangen helle Flammen,
Die zarte Brust, bewegt von Amor's Wehn,
Die Augen, die in süßem Taumel schwammen,
Den Mund, der sanft zum Kusse schwoll, gesehn,
Dann würdet ihr den Ritter nicht verdammen;
Wie kann der Mensch den Göttern widerstehn?
Und füllt uns auch der schadenfrohe Knabe
Den Kelch mit Gift, wir segnen seine Gabe.

40.

Wol ist es süß, im Schatten einer Linde
Mit seiner Braut zu ruhn im zarten Grün
Und schäferlich in jedes Baumes Rinde
Verschlungne Züg' in stillem Traum zu ziehn;
Doch süßer ist's, mit einem Götterkinde
In reicher Lieb' und neuer Lust zu glühn.
Wenn auch das Licht aus ihren sel'gen Blicken
Den Schmuck beschämt, er scheint sie doch zu schmücken.

41.

Bald nahte jetzt mit hochgefärbten Wangen
Das schöne Paar des Schiffs bekränztem Bord.
Das Segel schwoll, die leichten Ruder klangen,
Sanft wiegte sich die Schwanenbarke fort,
Und durch das Lied, das ihre Nymphen sangen,
Stahl süß sich oft Janthens holdes Wort,
Ein goldner Pfeil, verhüllt von Blumenbanden,
Vernommen kaum und dennoch stets verstanden.

42.

Noch hat der Mond mit seinem goldnen Heere
Sich in den Schooß der Welle nicht geneigt,
Als nahe schon aus sanft erhelltem Meere
Mit weichem Strand ein holdes Eiland steigt,
Dem kaum der Sitz der freundlichen Cythere,
Der goldne Hain der Hesperiden gleicht;
Gleich einem Traum, halb deutlich, halb vom Wehen
Der Nacht verhüllt, ließ sich die Küste sehen.

43.

Doch als zuerst mit rosenhellen Flügeln
Das Lichtgespann der frühen Sonn' erschien,
Da sah man klar mit Grotten und mit Hügeln,
Mit Thal und Wald, mit Blumen und mit Grün
Mit Wies' und Quell, mit glatten Wasserspiegeln
Den sel'gen Strand in holder Mischung blühn;
Vom Duft des Hains, vom Lied der Nachtigallen
Schien Meer und Luft zu zittern und zu wallen.

44.

Die Lauben dort, die wildverschlungnen Hecken,
Der Bach, der hell von Fels zu Felsen springt,
Die Pfade, die mit irrem Lauf uns necken,
Die Grott' im Thal, von krausem Wein umringt,
Wohin die Ruh' uns friedlich zum Verstecken,
Die Lieb' uns oft zum schönern Finden winkt,
Dies alles steht im Traumbuch jeder Liebe
Viel reizender als ich es je beschriebe.

45.

Ein sel'ges Jahr — gern gäb' ich all mein Leben
Für solch ein Jahr, für solche Stunde hin —
Sah flüchtig hier der Held vorüberschweben
Im süßen Dienst der holden Königin.
Schön mag die Perl' im Rosenkelche beben,
Doch schöner glänzt der Tropfen Thau darin,
Und ist auch bald sein zarter Glanz zerflossen,
Nichts Süßres gibt's, als was du kurz genossen.

46.

Ein zartes Kind, ein Knab', in dem Janthe
Des Ritters Kraft und lichten Heldenblick,
In dem der Held Janthens Reiz erkannte,
Verrieth schon längst ihr süßverhohlnes Glück;
Da schlug die Stund', und seine Blitze wandte
Auf beider Haupt das strafende Geschick.
O süße Lieb', o reizendes Verbrechen,
Dich wird an mir das Schicksal nimmer rächen.

47.

Einst, als das Paar in süßen Tändeleien
Des Knaben Stirn mit blühndem Schmuck umwand,
Da nahte rasch die Königin der Feien
Auf Wolken sich dem zauberischen Strand.
Schon ferne schien ihr Flammenblick zu dräuen,
Hoch führte sie den Stab in mächt'ger Hand,
Die schöne Stirn, das helle Roth der Wangen
War feindlich jetzt von finstrer Nacht umfangen.

48.

Wie oft im Bach an tiefgesenkten Zweigen
Die Rose bebt, bewegt von Well' und Wind,
So sieht man jetzt Janthens Haupt sich neigen,
Da bleiche Furcht durch ihre Wangen rinnt.
Sie drückt in stiller Scham und bangem Schweigen
An ihre Brust das holdbekränzte Kind;
Rings um sie fließt des Haares goldne Fülle,
Daß es das Pfand der süßen Schuld verhülle.

49.

Doch ach, nichts hemmt die strafenden Gerichte
Der höchsten Macht, wenn ein Vergehn sie weckt!
Nicht kann das Kind, das nach dem hellen Lichte
Der Königin die kleinen Hände streckt,
Und nicht die Angst, die bleich im Angesichte
Der Mutter schwebt und jeden Zug versteckt,
Und nicht der Reiz in ihres Freundes Mienen,
Ob er die Schuld auch mildre, sie versühnen.

50.

Und so begann die Königin zu sprechen:
Wol hast du schlimm dein leichtes Herz bewacht,
Drum klage nicht, wenn sich die Gluten rächen,
Die du ja selbst verwegen angefacht.
Der Knabe dort, der deine stillen Schwächen
So deutlich mir und dir so theuer macht,
Der Sünde Preis, der wechselnd dein Gewissen
Erweckt und täuscht, er sei dir jetzt entrissen.

51.

Und so wie du mit ordnungslosem Streben
Dir einen Herrn aus niederm Kreis' erwählt,
So lieb' auch er ein fremdgeartet Leben,
Das träumend nur ein stummer Geist beseelt;
Und eher nicht sei dir die Schuld vergeben,
Bis er versöhnt, was du im Wahn gefehlt,
Und durch die Kraft der reichen Brust nach oben
Das, was er liebt, zu seinem Kreis' erhoben.

52.

Als so die Fee den dunkeln Spruch verkündet,
Umschlingt sie auch den zarten Knaben schon,
Der weinend sich in ihren Armen windet,
Und steigt zurück auf ihren Wolkenthron.
Die Lüftchen wehn, der leichte Wagen schwindet,
Schon ist das Kind Janthens Blick entflohn;
Nichts bleibt ihr jetzt von ihren Freuden allen,
Als jener Kranz, der ihm im Fliehn entfallen.

53.

Und tief betrübt, versenkt in düstres Schweigen,
Mit hartem Stahl, statt weichen Schmucks, geziert,
Muß weinend jetzt der Held das Schiff besteigen,
Das ihn so froh an diesen Strand geführt.
Die Seufzer nur, die feuchten Blicke zeigen,
Was er mit ihr, was sie mit ihm verliert;
Doch keiner will mit lauten Trennungsklagen
Des Himmels Zorn noch mehr zu reizen wagen.

54.

O bittres Los! Wol hab' ich nie beim Scheiden
So tiefes Weh, so harten Zwang gewußt,
Als selbst den Trost des letzten Worts zu meiden,
Den letzten Laut der tiefbeklemmten Brust.
Und mischen auch sich alle jetz'gen Leiden
In solchem Wort mit aller frühern Lust,
Ich zagte nicht, es muthig auszusprechen,
Sollt' auch im Kampf mir rasch das Herz zerbrechen.

55.

Ihr grünen Höhn, ihr Quellen und ihr Haine,
Ihr weichen Aun, ihr Blumen zart und licht,
Ihr spielt so froh im hellen Sonnenscheine
Und fühlt den Schmerz der holden Herrin nicht!
Jetzt sucht sie nur ein Herz, das mit ihr weine,
Ein dunkler Flor verhüllt ihr Angesicht,
Nicht wagt ihr Blick auf jene sel'gen Auen
Auch einmal nur im Fliehn zurückzuschauen.

56.

Und sie begann durch manches Land zu fahren,
Und wo ihr Aug' ein zartes Kind erkannt,
Das sie an Reiz, an Freundlichkeit, an Jahren,
An Namen nur dem ihren ähnlich fand,
Da sah man sie nicht Macht noch Liebe sparen,
Und glücklich ward ein solches Kind genannt.
Stets schien es ihr bei ihren reichsten Gaben,
Sie gäb' es ihm, dem fernen, theuren Knaben.

57.

Doch wenn auch rings, wie Blumen das Gefilde,
Manch holdes Kind die reiche Erde trug,
Doch schien ihr keins so reizend wie Klotilde,
So freundlich keins, und keins so fromm und klug.
Wie hing sie gern an jenem zarten Bilde,
Worin das Herz so rein und friedlich schlug,
Wie sprach sie oft mit süßen Schmeicheltönen:
Nur lieben kann ich dich, doch nicht verschönen!

58.

Als nun der Krieg Astolf's Gebiet bedräute,
Da zagte sie, daß jener wilde Brand
Ein rauhes Los der Lieblichen bereite,
Die kaum enthüllt in zarter Blüte stand.
Drum gab sie gern dem Liebling das Geleite
Zur fernen Fahrt in ihres Freundes Land,
Um sicher dort beim nahen Wettergrauen
Ihr Theuerstes dem Theuren zu vertrauen.

59.

Was beide jetzt beim Wiedersehn empfunden,
Wie trauernd sie der schönen Zeit gedacht,
Wie heiß der Schmerz der kaum vernarbten Wunden
In ihrer Brust von neuem aufgewacht,
Dies trübe Bild verblühter Liebesstunden,
Das male der, dem Lieb' und Freude lacht;
Ich, den so lang schon gleiche Schmerzen quälen,
Vermag es nicht, so Bittres zu erzählen.

60.

So war Klotild' in jenes Schloß gekommen,
So schwanden dort zwei Jahr' ihr schon vorbei;
Im vollen Glanz war jetzt ihr Reiz entglommen,
Und um sie war und in ihr Licht und Mai.
Noch hatt' ihr Herz von Liebe nie vernommen
Und wußte nicht, wie süß das Weh oft sei.
Mag kleinres Glück auch manchen Schmerz uns sparen,
Doch ist es süß, das größte zu erfahren.

Zweiter Gesang.

1.

Wie eine Ros', am frühen Tag' entsprossen,
Vom Thau gekühlt, mit scharfem Dorn bewehrt,
Vom zarten Kranz der Blätter dicht umschlossen,
Ein stolz Vertraun im keuschen Busen nährt,
Doch traurig bald, wenn mit den goldnen Rossen
Der Sonnengott am Himmel höher fährt,
Im fernen Strahl, der ihren Dorn nicht achtet,
Den Thau verzehrt, das Grün durchdringt, verschmachtet:

2.

So wähnt auch ihr, holdsel'ge, zarte Frauen,
Solang' euch noch kein stärkrer Reiz bewegt,
Ihr dürftet kühn auf jenen Stolz vertrauen,
Den ihr im Geist, doch nicht im Herzen hegt.
Doch läßt nicht stets der Kühne kühn sich schauen
Ein Steinchen hat oft weit den See erregt,
Und Blumen sind's, die Amor's Taubenwagen
Im tiefsten Kelch gar still verborgen tragen.

3.

Einst kam der Tag, wo Ilios, die hehre,
Wo Priamus und sein Geschlecht versank,
Und schwache List vollzog, was nicht dem Speere
Des Göttersohns, nicht seinem Zorn gelang.
Ein Blick, ein Wort, ein Seufzer, eine Zähre,
Ein Nichts ist oft des Gottes stärkster Zwang.
Die ruhig lacht, wenn sie dein Herz gebrochen,
Bebt zärtlich oft, wenn dich ein Dorn gestochen.

4.

Drum mein' ich auch, es müsse nie verzagen,
Wer einmal sich solch schönes Ziel gesteckt.
Die Tulpe blüht schon in den frühsten Tagen,
Die Rose schläft, bis heißre Glut sie weckt.
Wol sollt' ich kaum euch zu belehren wagen,
Den selbst so lang die Hoffnung schon geneckt;
Doch darf ich mir die eignen Leiden wählen,
So wähl' ich die, die mich mit Anmuth quälen.

5.

Solch süßes Leid, solch banges Liebessehnen
War auch Janthens Liebling zugedacht;
Und zag' ich auch, benetzt mit leisen Thränen
Den Blick zu sehn, der jetzt so friedlich lacht,
So weiß ich doch, daß sie den Reiz verschönen,
Wie köstlicher den Stein sein Wasser macht.
Auch sieht man nur bei sonnigen Gewittern
In lauer Luft den Regenbogen zittern.

6.

Dort, wo ein Bach, von weichem Grün umgeben,
Den nahen Hain vom Königsgarten schied,
Sah man, bekränzt mit zartverschlungnen Reben,
Vom reichen Schmuck der bunten Wies' umblüht,
Ein Hüttendach am Hügel sich erheben,
Das fast verschämt des Tages Helle mied,
Als ob es still mit seiner grünen Decke
Ein lauschend Aug', ein liebend Herz verstecke.

7.

Doch frühe, wenn von ihren Rosenschwingen
Den ersten Thau die Morgenröthe goß,
Und wenn die Stern' auf nächt'gen Pfaden gingen,
Und längst der Schlaf die müden Blumen schloß,
Begann von dort ein süßes Lied zu klingen,
Das durch den Hain wie Duft und Dämmrung floß,
Als ob, geweckt von holder Waldeskühle,
Ein Elfe dort mit Laub und Wellen spiele.

8.

Und hob auch stets in neuen Sangesweisen
Sich wandelbar das zarterfundne Lied,
Wie man die Bien' um manche Blume kreisen,
In manchem Glanz die Welle spielen sieht,
Doch schien es nur ein einz'ges Bild zu preisen,
Wie mancher Zweig aus einem Keim entblüht,
Und konnte man auch leicht die Züg' erkennen,
Es wollte nie den süßen Namen nennen.

9.

Alpino ist's, der Sänger zarter Lieder,
Der dort ins Spiel der hellen Harfe greift,
Seit Amor jüngst von goldenem Gefieder
Sein süßes Gift ihm in die Brust geträuft.
Er hatte sonst beweglich hin und wieder
Mit leichtem Sinn die weite Welt durchstreift,
Bis endlich hier ein zärtliches Verlangen,
Ein holder Traum den flücht'gen Gast gefangen.

10.

Denn als er jüngst im heißen Sonnenbrande
Schon manche Stund' auf irrem Pfade ging,
Und freundlich jetzt an jenes Baches Rande
Der kühle Hain den Schmachtenden umfing,
Da jagte jenseit grad' am bunten Strande
Klotilde sich mit einem Schmetterling.
Wol mochte jetzt das zarte Kind nicht meinen,
Als sie ihn fing, sie fange zwei für einen.

11.

Bezaubert lag, versteckt von dichten Bäumen,
Alpino da mit glühndem Angesicht.
Wol wähnt' er erst, aus seinen wachen Träumen
Entfalte sich dies liebliche Gedicht,
Denn oft schon sah sein Auge Blumen keimen
Und Früchte glühn, und andre sahn sie nicht;
Doch fühlt' er bald, solch zartes, frisches Leben
Vermöge nie der schönste Traum zu geben.

12.

O armes Herz, wie bist du schlimm betrogen!
Wie hat so falsch mit listigem Bemühn
Dich Amor's Hand zu diesem Ort gezogen,
Der dir so hold, so kühl, so friedlich schien!
Geschosse sind und Flammen diese Wogen,
Ein offnes Netz ist dieses zarte Grün.
Wol würdest du jetzt fern im heißen Sande
Viel kühler ruhn als hier am weichen Strande.

13.

Schon sinkt das Bild der Freundlichen, der Schönen
Ihm holder stets und tiefer ins Gemüth;
Sie ist sein Glück, sein Schmerz, sein Trost, sein Sehnen,
Sein Denken, sein Gebet, sein Traum, sein Lied;
Von ihr allein darf Wald und Wiese tönen,
Da ja für sie nur Wald und Wiese blüht.
O süßer Trug, wen nie dein Netz umwunden,
Hat nie den Duft der Rose ganz empfunden!

14.

Jetzt ließ Alpin das stille Hüttchen bauen,
Das dort versteckt am grünen Hügel steht.
Er will nur fern die holde Herrin schauen,
Nur athmen, wo ihr süßer Athem weht.
Und wenn sie jetzt, umringt von ihren Frauen,
Durchs dunkle Grün der duft'gen Schatten geht,
Dann fühlt er, daß nichts Eignes ihm geblieben,
Denn Blick und Wort und Herz und Geist sind drüben.

15.

Doch saß auch sie, die jenen ganz gefangen,
Jetzt häufiger am kühlen Wiesenbach;
Oft hing ihr Blick mit heimlichem Verlangen
An jenem Hain, an jenem stillen Dach.
Die Lieder, die von dort herüberklangen,
Sie hallten tief in ihrem Herzen nach;
Sie hätte gern, wie lieblich auch das Wehen
Der Töne war, den Sänger selbst gesehen.

16.

Wer wohnt doch wol in jenen grünen Hecken?
So sann sie oft und wiegte sanft ihr Haupt,
Ich such' umsonst im Haus ihn zu entdecken,
Weil gar zu dicht der Wein die Thür umlaubt.
Er wird sich doch nicht gar aus Furcht verstecken,
Weil er vielleicht sich arm, sich häßlich glaubt?
Ich bin gewiß, es kann so süßes Singen
Aus holdem Mund, aus reicher Brust nur klingen.

17.

Man pflegt doch sonst nach Mädchen wol zu sehen,
Ergötzt man sich doch auch an Kranz und Strauß;
Allein wie viel' auch hier im Garten gehen,
Nicht einmal schaut sein Blick zu uns heraus.
Zwar kann er leicht, was draußen ist, verschmähen,
Noch sah ich nie solch freundlich stilles Haus;
Auch sind mir längst die Blumen dort im Grünen
Viel reizender als unsre hier erschienen.

18.

Und jenes Lied und jene süßen Klagen,
Wen meinen sie? Wo weilt dies holde Bild?
Er könnt' uns doch auch wol den Namen sagen;
Gern nennen wir, was ganz die Seel' uns füllt,
Und die er liebt, sie kann ihn doch nicht fragen:
Bin ich es, der dies süße Singen gilt?
Besorgt er wol, sie möcht' es zürnend hören? —
Und gält' es mir, wie könnt' ich's ihm denn wehren?

19.

So sann sie oft. Und wie aus dunkeln Bäumen
Sich ungesehn ein Säuseln oft erhebt,
Von dessen Hauch, noch halb in nächt'gen Träumen,
Der zarte Kelch der Blumen flüsternd bebt,
Wenn leise schon mit rosig goldnen Säumen
Vom nahen Licht der Himmel sich umwebt,
So schien Klotilden dann ein dunkles Ahnen
In tiefer Brust an schönres Glück zu mahnen.

20.

Und als ihr jetzt der Sinn der holden Töne
Stets klarer ward im träumenden Gemüth,
Als nach und nach ihr eignes Herz die Schöne,
Wofür das Lied Alpino's klang, errieth,
Als ihr im Blick die erste leise Thräne
Des süßen Wehs verstohlen aufgeblüht,
Da fühlte sie, daß in der tiefen Seele
Das Schönste sich am längsten oft verhehle.

21.

Und in der Lust und in der Liebe Prangen
Erschien die Welt ihr jugendlich und neu.
Jetzt wußte sie, was Quell und Vögel sangen,
Daß mehr als Licht und zartes Grün der Mai,
Daß Glück und Schmerz und Hoffnung und Verlangen
In jedem Halm, in jeder Blume sei.
Nur Liebe kann dem Herzen Kunde geben,
Es wohn' ein Geist, ein Gott in allem Leben.

22.

Allein wie oft an aufgeblühten Zweigen
Die Knospen, die zum Lichte sonst geblickt,
Ihr schüchtern Haupt jetzt tief zur Erde neigen
Und zagend scheun, was sie belebt und schmückt,
So zittert auch die Liebe, sich zu zeigen,
Und meidet bang, was heimlich sie beglückt.
Die Lust erst treibt zum Ringen und zum Wagen,
Die Liebe spricht durch Schweigen und Versagen.

23.

So mied auch jetzt Klotild' in zartem Bangen,
Was doch so süß, so lieblich ihr erschien,
Und mocht' auch bunt der Bach von Blumen prangen,
Sie mußten spät und ungepflückt verblühn.
Doch wenn von fern Alpino's Lieder klangen,
Dann lauschte sie, verhüllt vom dichten Grün,
Und heimlich stahl ihr Blick sich durch die Hecke,
Ob immer noch der Sänger sich verstecke.

24.

Doch trauernd saß, um jedes Glück betrogen,
Alpino jetzt verlassen und allein.
Wie schien ihm jetzt der blaue Himmelsbogen
So dicht umwölkt, die Flur so arm zu sein!
Wie bang erscholl sein Lied, wie klagend zogen
Die Töne jetzt hernieder durch den Hain!
Wie lagen Thal und Hügel rings im Frieden,
Und nur von ihm war alle Ruh geschieden!

25.

Und ihn, der sonst so schüchtern sich verborgen,
Ihn reizte jetzt sein stilles Haus nicht mehr.
Bald irrt' er ohne Rast vom frühen Morgen
Bis in die Nacht durch Wald und Wies' umher,
Bald lag er still, versenkt in bittre Sorgen,
Am hellen Bach und seufzte tief und schwer,
Bald sah man ihn auf hohen Felsen stehen,
Um rings von dort den Garten zu durchspähen.

26.

Einst setzt' er sich an jene holde Stelle,
Wo ihm zuerst das theure Bild erschien,
Und träumend warf er Blumen in die Welle
Und sah sie rasch im leichten Strudel fliehn.
Du spielend Kind, so sprach er, klare Quelle,
Du hast zugleich mir Glück und Leid verliehn;
Doch will ich gern mit holden Blütenkronen
Im langen Schmerz die kurze Lust dir lohnen.

27.

So rief er aus. Doch jene, die umgittert
Vom dichten Grün dem Spiele zugeschaut,
Sie fühlt sich tief von seiner Klag' erschüttert,
Sie athmet schwer, rasch klopft ihr Herz und laut.
Mit mildem Blick, worin die Thräne zittert,
Tritt sie hervor, erröthend wie die Braut;
Vergebens will ihr Antlitz sich verhehlen,
Ihr banger Fuß weiß nicht den Pfad zu wählen.

28.

Sie steht verschämt am weichen Ufermoose,
Sie hebt die Hand, sie wiegt das Haupt, sie sinnt,
Dann lächelt sie und bricht die schönste Rose,
Der Liebe Bild, des Lenzes jüngstes Kind,
Und wirft sie sanft ins liebliche Gekose
Der hellen Flut, die zu ihm niederrinnt.
Verstohlen scheint ihr Blick dem Quell zu sagen:
Geh, meinem Freund dies Pfand hinabzutragen.

29.

Und ob sie auch das Ufer längst verlassen,
Eh Well' und Wind den Raub hinüberwehn,
Jetzt kann sein Herz dies einz'ge Glück nur fassen,
Sein freud'ger Blick dies einz'ge Bild nur sehn.
Und sollt' er auch in dieser Stund' erblassen,
Das Leben scheint, doch auch der Tod ihm schön.
O Stern der Dämmrung, erste Gunst der Liebe,
O wenn doch mehr als nur dein Traum uns bliebe!

30.

Ja, selig ist's, in jenem Rausch zu sterben,
Wozu den Kelch ein Gott nur einmal beut!
Wenn sich im Lenz die Bäum' am höchsten färben,
Hat eine Nacht die Blüten bald zerstreut.
Auf Flügeln naht dem Glück sich das Verderben,
Das tauschend dann dem Glück die Flügel leiht.
Nach Stunden zählt die Lust, der Schmerz nach Jahren,
Das sollt' auch jetzt Alpino's Herz erfahren.

31.

Denn kaum ist jetzt in ihres Schlosses Hallen
Mit raschem Schritt Klotilde heimgekehrt,
Da sieht man bunt das Meer von Segeln wallen,
Am Ufer wird ein freud'ger Lärm gehört;
Schon nahen sich der Burg Astolf's Vasallen,
Wo gnädig sie der Gruß des Königs ehrt.
Erloschen ist des Krieges wildes Lodern,
Der Vater schickt, die Tochter heimzufodern.

32.

Kaum kann der Fürst zur Trennung sich entschließen,
Die plötzlich ihm die holde Tochter raubt,
Doch läßt sie selbst noch heißre Thränen fließen,
Und nicht aus Lust, obgleich es jeder glaubt.
Ihr Mund vermag die Boten kaum zu grüßen,
Sie sinnt und neigt ihr still erbleichend Haupt.
Wie reichen Schmuck ihr auch der Vater sendet,
Sie wähnt dafür ihr ganzes Glück verpfändet.

33.

Und sehnt sie auch zu jenem theuren Greise,
Zu ihrer Mutter lang entbehrtem Blick,
Ins Vaterhaus und in die fernen Kreise
Der freundlichen Gespielen sich zurück,
Doch zittert sie vor dieser weiten Reise,
Denn näher wohnt ihr jetzt das liebste Glück.
Ach, statt des Meers trennt jetzt mit schmalem Strande
Ein Bach sie nur vom holden Vaterlande.

34.

Doch still verschämt in ihres Herzens Grunde
Verschleiert sie mit zartem Sinn das Leid.
Und ach, schon naht, schon schlägt die bittre Stunde,
Der Bote ruft, die Führer stehn bereit,
Ach, keinen Wink, kein Wort aus scheuem Munde
Vergönnt dem Freund zum letzten Gruß die Zeit!
Die Winde wehn, die weißen Segel schwellen,
Schon schwimmt das Schiff dahin auf raschen Wellen.

35.

O du, der dort jetzt hinter grünen Ranken
So sorgenlos in stiller Hütte sitzt
Und sanft im Spiel mit freundlichen Gedanken
Auf seinen Arm die glühnde Wange stützt,
Ach, mahnt dich nicht der Zweige lindes Schwanken,
Der Thau, der rings wie helle Thränen blitzt?
Ach, singen nicht der Vögel leise Lieder
Dir bang ins Ohr: Sie flieht und kehrt nicht wieder?

36.

Du merkst es nicht in süßen Phantasieen,
Indeß dein Lied mit jener Rose spricht.
Sie ist dein Glück, dein Sorgen, dein Bemühen
Bei später Nacht, bei frühem Morgenlicht;
Im Schlummer selbst, wo alle Bilder fliehen,
Entschwindet nur dies einz'ge Bild dir nicht.
Wol hast du recht, dies zarte Pfand zu lieben,
Nichts ist dir sonst von allem Glück geblieben.

37.

Doch als nun Tag', als Wochen hingegangen,
Als einmal schon der Mond den Kreis durchlief,
Und spät und früh Alpino's Lieder klangen,
Und keins hervor die süße Freundin rief,
Da regte sich von neuem das Verlangen,
Das wie ein Kind nur leis' auf Blumen schlief.
Ach, jede Gunst der Liebe gleicht dem Blinken
Des kühlen Thaus, den bald die Strahlen trinken.

38.

Und als er jetzt den dunkeln Ruf vernommen,
Der spät sich erst zu seiner Hütte fand,
Schon lange sei ein schnelles Schiff gekommen
Von fremdem Bau, mit fernem Volk bemannt,
Und scheidend sei sein Glück dahingeschwommen
Durchs wilde Meer ins weite Morgenland,
Da fühlt' er tief mit mancher bittern Zähre,
Daß stets die Lieb' auch leise Hoffnung nähre.

39.

O, nahte doch in diesen dunkeln Tagen
Dem Trauernden ein Freund sich ernst und mild,
Um treu mit ihm zu weinen und zu klagen,
Bis Thrän' und Schmerz ihr reiches Maß gefüllt!
Verlassen muß der Arme jetzt verzagen,
Und keiner weiß, wem sein Verzagen gilt;
Der heitre Muth, das Bild der schönern Stunden,
Die Hoffnung selbst ist treulos ihm entschwunden.

40.

Nur einer bleibt und will ihn treu begleiten,
Das ist der Gott, der ihm das Lied verliehn.
Er kann allein die Bilder freundlich deuten,
Die düster jetzt um seine Seele ziehn,
Und wie ums Meer sich zarte Nebel breiten
Und Blumen oft an harten Felsen blühn,
So weiß er mild das Rauhe zu verstecken
Und selbst im Schmerz ein Lächeln aufzuwecken.

41.

Du holde Kunst melodisch süßer Klagen,
Du tönend Lied aus sprachlos finsterm Leid,
Du spielend Kind, das oft aus schönern Tagen
In unsre Nacht so duft'ge Blumen streut,
Ach, ohne dich vermöcht' ich nie zu tragen,
Was feindlich längst mein böser Stern mir beut!
Wenn Wort und Sinn in Liebe freundlich klingen,
Dann flattert leicht der schwere Gram auf Schwingen.

42.

Nicht länger kann Alpino dort verweilen,
Wo er das Glück gefunden und verlor;
Verletzend droht mit tausend scharfen Pfeilen
Aus jeder Blum' Erinnrung dort hervor.
Die Ferne nur kann solche Wunden heilen,
Verschwimmt doch Berg und Thal in ihrem Flor;
Wol mag sie auch das rauhe Bild der Leiden
In weichre Form, in mildre Farben kleiden.

43.

Schon wandert er, die Harf' in treuen Händen,
An seiner Brust die Ros' und all sein Glück,
Schon will der Pfad sich um den Hügel wenden,
Und hinter ihm sinkt tief das Thal zurück;
Noch einen Gruß muß er hinübersenden,
Noch eine Thrän' und nun den letzten Blick.
Ein Leben schließt, ein andres liegt ihm offen,
An Wünschen reich, doch ach, wie arm an Hoffen!

44.

So zog er nun auf ungewählten Pfaden
Durch Wies' und Wald und Höhn, hinab, hinauf;
Nicht hielt das Meer mit brausenden Gestaden,
Die Wüste nicht den irren Wandrer auf.
Wo abends sich die Sonnenrosse baden,
Wo früh der Gott sie lenkt zum neuen Lauf,
Durch Stadt und Feld, durch Schlösser und durch Hütten
Trieb Lieb' und Schmerz ihn fort mit raschen Schritten.

45.

Oft muß zum Mahl die wilde Frucht ihm dienen,
Zur Labung oft der wilde Felsenbach;
Sein nächtlich Bett schwoll unter ihm im Grünen,
Und oben wob im Grünen sich sein Dach.
Dort ruht' er aus, wenn spät die Sterne schienen,
Sein Auge schlief, doch blieb sein Kummer wach,
Und selbst der Traum, der sonst mit süßen Lügen
Die Sorgen täuscht, ihn will er nicht betrügen.

46.

Doch da so oft mit zärtlichem Verweilen
Sein feuchter Blick an jener Rose hängt,
Beginnt sie auch im Traum sein Herz zu theilen,
Daß oft ihr Bild Klotilden fast verdrängt.
Auch schmeichelt ihm der süße Wahn zuweilen,
Sie hab' in ihr sich selber ihm geschenkt
Und lieblich nah' in mitternächt'ger Stille
Ihr Geist ihm jetzt in jener zarten Hülle.

47.

Auch lächelt ihm in leichtbewegten Quellen
Durch Rosen oft ihr sanftverschwebend Bild,
Die näher stets der Holden sich gesellen,
Bis zartes Grün die Glieder ganz umhüllt,
Und während noch zum Kuß die Lippen schwellen,
Hat üppig sich die Knospe schon gefüllt,
Und lieblich wallt der Worte süßes Klingen
Nur fühlbar noch auf duft'gen Geisterschwingen.

48.

Und kaum noch kann sein zweifelnd Herz erkennen,
Ob er die Ros', ob er Klotilden liebt.
Wie sollt' er auch die holden Bilder trennen,
Da einzeln ihn ein jedes nur betrübt?
Auch weiß sein Lied die Liebste jetzt zu nennen,
Weil ihm ihr Bild den süßen Namen gibt.
So wandert er, mit zarterfundnen Weisen
Im holden Preis der Rose sie zu preisen.

49.

Und wenn er oft in königlichen Hallen
Beim hellen Mahl die goldnen Saiten schlägt,
Dann läßt er laut die glühnde Sehnsucht schallen,
Den tiefen Schmerz, den er im Busen hegt,
Und Seufzer wehn, und stille Thränen fallen,
Wohin der Klang des Liedes Strahlen trägt.
Doch ohne Stolz verschmäht er Gunst und Gabe
Und neigt sich still und greift zum Wanderstabe.

50.

Doch wenn ihn dann im spätern Abendglanze
Ein kühler Hain, ein fernes Thal umringt,
Und holder noch sein Lied zum leichten Tanze,
Zum zarten Spiel der Hirten dort erklingt,
Dann schmückt er gern sich mit dem frischen Kranze,
Den ihm zum Lohn die schönste Hirtin bringt,
Und wünscht ihr still: daß nie dein Herz dir deute,
Was jetzt dein Ohr mit flücht'gem Klang erfreute!

51.

Schon flog der Ruhm der Einzigen, der Schönen
Von Stadt zu Stadt und weit von Land zu Land.
Wol schien's, als sei mit Amor's Bogensehnen
Das Saitenspiel Alpino's jetzt bespannt,
So wurden rings auf jenen süßen Tönen
Viel bittre Pfeil' in manches Herz gesandt,
Und wenn sein Leid den Sänger fortgetrieben,
War hinter ihm ein gleiches Leid geblieben.

52.

So sah er längst ein Jahr vorübergehen,
Seit er hervor aus seiner Hütte trat;
Da irrt' er einst durch dunkle Felsenhöhen
Im fremden Land auf ungebahntem Pfad,
Und als er jetzt bei frühem Morgenwehen
Dem steilen Haupt der Berge sich genaht,
Da lag, durchströmt von silbernen Gewässern,
Ein Land vor ihm mit Städten, Aun und Schlössern.

53.

Auf einer Wies' in einem schönen Garten
Stand eine Burg aus weißem Marmorstein,
Und wenn auch hoch auf Zinnen und auf Warten
Und vor dem Thor in dichtgedrängten Reihn
Viel Ritter dort und edle Knappen harrten,
Sie schienen nicht zum Kämpfen dort zu sein,
So festlich war mit Ketten und mit Spangen
Die helle Schar bekleidet und behangen.

54.

Doch vor dem Schloß, wo schattig, weich und eben
Die Wiesenflur durchs grüne Thal sich wand,
War weit umher aus seidenen Geweben
Ein bunter Kreis von Zelten ausgespannt.
Wie sah man rings die leichten Wimpel schweben,
Wie leuchteten vom Golde Knopf und Rand!
Nach ihrem Schmuck, nach ihren Farben schienen
Drei Fürsten sie zur Sommerlust zu dienen.

55.

Und drinnen war ein Wallen und ein Wogen
Und dehnte sich das ganze Thal entlang,
Und schöne Fraun und edle Ritter zogen
Durch Wies' und Wald bei süßem Hörnerklang;
Und wenn auch rings zu manchem Ehrenbogen,
Zu manchem Kranz sich Blüt' und Grün verschlang
Doch schien das Gold, der Edelsteine Funkeln
Das helle Grün, die Blüten zu verdunkeln.

56.

Als nun schon lang' auf dieses bunte Prangen
Vom hohen Berg der Sänger hingeblickt,
Kommt aus dem Wald ein junger Hirt gegangen,
Mit frischem Laub und Kränzen ausgeschmückt.
Ihn fragt Alpin mit staunendem Verlangen,
Welch frohes Fest man dort im Thal beschickt,
Und, um nicht lang den Pfad zu unterbrechen,
Beginnt der Hirt dies rasche Wort zu sprechen:

57.

Gefällt es dir, mit mir hinabzugehen,
So wirst du leicht noch schönre Dinge schaun,
Und während dann der Pfad uns von den Höhen
Hinunterführt in jene grünen Aun,
Erzähl' ich dir, was jüngst ich selbst gesehen;
Drum magst du wol auf meine Worte traun.
Sonst wähnt man leicht, weil seltsam die Geschichte
Dem Hörer klingt, daß sie ein Schalk erdichte.

58.

Gern will Alpin das Abenteuer hören,
Und beide gehn, indeß der Hirt beginnt:
Der reiche Fürst, den diese Länder ehren,
Erzog ein einz'ges wunderschönes Kind.
Zwar wollte man in unserm Dorfe schwören,
Ein jeder werd' in ihrer Nähe blind,
Doch wähn' ich, dies ist so nur zu verstehen:
Wer sie gesehn, der mag nichts andres sehen.

59.

Schon war sie wol ein Kind von achtzehn Jahren,
Als sie, nach langer Reis' ihm doppelt werth
Und fromm und klug, wie sie hinweggefahren,
Und schöner noch ins Land zurückgekehrt.
Da kamen nun die großen Herrn in Scharen,
Weil alle Welt von ihrem Reiz gehört,
Und Könige, ja Kaiser selbst erschienen,
Der holden Jungfrau ritterlich zu dienen.

60.

Hätt' ich nur all die hellen Diamanten,
Das lichte Gold, die Perlen groß und schwer,
Die täglich ihr umsonst die Freier sandten —
Denn Gaben bot und nahm sie nimmermehr —
Wol gingen mir dann Diener und Trabanten,
Und nicht mehr ich der Heerde hinterher.
Doch alles will sich nicht für alle schicken,
Drum kann ich jetzt mit Blumen nur mich schmücken.

61.

Wol wurde viel der Herrscherin zu Ehren
Gespielt, getanzt, geritten und turniert,
Bis endlich uns, des Landes Ruh zu stören,
Ein böses Glück drei Kaiser zugeführt.
Der eine herrscht, wo sich in fernen Meeren
Der Indus hier, der Ganges dort verliert,
Der zweite kam von Taprobanas Strande,
Der dritte war aus Sabas duft'gem Lande.

62.

Mit einem Heer von wilden Kriegesleuten
War jeder Fürst zum Schutz und Trutz umringt,
Als meinten sie mit Schwertern zu erstreiten,
Was nie Gewalt, was Liebe nur erzwingt.
Wie weit ins Land die Heerden sich verbreiten,
Wenn uns der Mai die jungen Lämmer bringt,
So glänzte rings in diesem stillen Thale
Der Helm am Helme jetzt, der Stahl am Stahle.

63.

Doch wie es ihr schon früher ging mit allen,
So wollt' auch jetzt, da diese Werbung kam,
Kein einziger der Kaiser ihr gefallen,
Was minder uns als diese wunder nahm.
Sie mochte gern im tiefsten Haine wallen
Und nährte still, so schien's, verborgnen Gram;
Auch sang sie oft halb träumend fremde Lieder
Und seufzte dann, und sang sie immer wieder.

64.

Nicht härter ward ihr Herz und nicht gelinder,
Ob jeder auch nach bester Kraft sich müht,
Wie thöricht oft ein Haufen kleiner Kinder
Der Iris folgt, die durch die Wolken flieht.
Dies Spiel verdrießt den stolzen Herrn der Inder,
Der heißer noch als seine Zone glüht,
Und was ihm Recht und Sitte nicht erlauben,
Beschließt er bald mit frecher Macht zu rauben.

65.

Er hatte sich den Tag dazu ersehen,
Wo jährlich man ihr Wiegenfest beging.
Man tanzte dann auf jenen Wiesenhöhen,
Man ritt und focht und sprang und stach den Ring;
Auch durfte man im Garten sich ergehen,
Der glänzend dann voll bunter Lampen hing,
Und wo, geschmückt mit einer goldnen Krone,
Die Schöne saß auf reichgewirktem Throne.

66.

Allein wie schlau er auch die Zeit erkoren,
Wie alles auch des Räubers Wunsch entspricht,
Er täuschte doch den taprobaner Mohren,
Den braunen Herrn von Sabas Fluren nicht.
Dem Argwohn dient die Sorge statt der Ohren,
Das Fünkchen wird der Eifersucht ein Licht,
Und jeder denkt: Laß ihn das Spiel beginnen,
Was er gewagt, kannst du vielleicht gewinnen.

67.

So rüsten sich nun alle drei verstohlen,
Und jeder schleicht auf unbetretnem Pfad
Mit seinem Heer, vom dichten Hain verhohlen,
Sich leis' heran zum schändlichen Verrath.
Da stehn sie nun und glühn wie heiße Kohlen,
Bis endlich sich die Abenddämmrung naht.
Sie alle sind vereint zu einem Werke:
Doch keiner glaubt, daß ihn der andere merke.

68.

Als lieblich nun durch grüne Laubgehänge
Das irre Licht gleich bunten Blumen glüht,
Als spielend schon der Fittich süßer Klänge
Bald rauschend naht und bald verhallend flieht,
Und hier das Volk in freudigem Gedränge
Und einzeln dort in stillen Paaren zieht —
Denn braucht die Lieb' auch nicht das Licht zu scheuen,
So mag sie doch im Dunkeln gern sich freuen —

69.

Da nahte sich bei lieblichem Gesange
Die Herrscherin dem zauberischen Hain.
Ein wenig trüb' und bleich schien ihre Wange,
Doch mocht' es wol vom vielen Lichte sein,
Und schön geschmückt, mit sittsam stillem Gange,
Umringten sie viel zarte Jungfräulein;
Dann folgten Knaben, die die Schleppe trugen,
Und Sänger dann, die süß die Laute schlugen.

70.

Wol ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt im Gras und zarten Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rothe Beere schaut;
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht wie eine junge Braut
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß alle jetzt auf sie nur sehn und zeigen.

71.

So schien auch sie auf ihrem Thron zu sitzen,
Von Duft und Glanz und Blüten hold umspielt,
Und wie des Nachts sich um die zarten Spitzen
Der Blumen oft ein leichtes Flämmchen stiehlt,
So sah man hell die goldne Krone blitzen,
Die schön geschweift die krausen Locken hielt.
Ihr fein Gewand war silberhelle Seide,
Ihr Gürtel Gold, und Perlen ihr Geschmeide.

72.

Doch während nun mit lieblichem Gesange
Der Sänger Chor die schöne Herrin ehrt,
Wird plötzlich rings von rauhem Waffenklange,
Von wüstem Lärm das holde Fest gestört.
Wie zischend oft die ungeheure Schlange
Mit weitem Schwung vom Baume niederfährt,
So brach, umringt von seiner wilden Horde,
Der Inder Fürst hervor zum Raub und Morde.

73.

Wie sollten wir, ein wehrlos schwacher Haufen,
Dem blanken Schwert der Krieger widerstehn?
Wir konnten nichts als zittern und entlaufen.
Wer denkt vom Wolf ein Lamm zurückzuflehn?
Schon wähnt der Feind den Sieg um nichts zu kaufen,
Da läßt sich ihm ein kühner Gegner sehn,
Denn plötzlich nahn den hohen Gartenthoren
Zum wilden Kampf die taprobaner Mohren.

74.

Und während kaum die Scharen nun zum Streite
Das Schwert gezückt, den scharfen Speer gesenkt,
Kommt Sabas Heer von einer andern Seite
Gleich einem Sturm laut rasselnd angesprengt.
So kämpfen nun drei Räuber um die Beute,
Und jeder sieht von zweien sich bedrängt.
Der Waffen Klang, der Stimmen fremdes Schallen
Läßt weit umher Gebirg' und Thal erhallen.

75.

Doch plötzlich schwieg das wilde Drohn und Toben,
Der laute Hain ward stiller als ein Grab,
Durch dunkle Nacht schwamm wunderbar von oben,
Wie ein Gewölk, ein leichter Kahn herab,
Und drinnen saß, von Mondenglanz umwoben,
Die schönste Fee mit goldnem Zauberstab;
Den schwang sie hoch in ihren zarten Händen,
Und Blitze schien sein Schwung umherzusenden.

76.

Wol kannten wir die freundlichste der Feen,
Weil wir so oft im Wald und Wiesengrün
Sie mit dem Kind des Königs einst gesehen,
Das frühe schon ihr einz'ger Liebling schien;
Drum wagten wir's auch jetzt, hinzuzugehen,
Seit ihre Näh' uns neuen Muth verliehn,
Und als wir scheu durch Zweig' und Hecken spähten,
Da war sie grad' aus ihrem Kahn getreten.

77.

Nun war es wol der Mühe werth, zu schauen,
Wie irr und wirr hier alles lag und stand;
Der schwang den Speer, ein andrer schien zu hauen,
Ein dritter hielt die Bogenschnur gespannt,
Der sprang hervor, und jenem schien zu grauen,
Den sah man schrein, wenn auch die Stimm' ihm schwand;
Denn so wie grad' ein jeder sich befunden,
So stand er jetzt, als wär' er festgebunden.

78.

Schon hatt' indeß die Fee den Thron bestiegen
Und an ihr Herz das schöne Kind gedrückt,
Das halb betäubt mit leisen Athemzügen
Zu ihr empor und dann zur Erde blickt.
So sah ich oft die zarte Lilie liegen,
Die früh im Hain der feuchte Sturm zerknickt.
Noch konnte sie vom Schreck sich nicht besinnen,
Da hört' ich so die schöne Fee beginnen:

79.

Was stürmt ihr hier so feindlich euch entgegen
Und füllt mit Haß der Liebe stillen Hain?
Kann euer Stolz den lauen Maienregen,
Den frischen Thau, den hellen Sonnenschein
Durch wildes Drohn und kühnen Zwang bewegen,
Gefild und Wald zu lichten, zu erfreun?
Der Pflicht nur kann das strenge Wort befehlen,
Die freie Gunst will selbst den Pfad sich wählen.

80.

Die Freiheit wird im Kampfe wol erstritten,
Dem Bösen wehrt des Guten tapfres Schwert;
Wer Fesseln liebt, dem ziemen zarte Bitten,
Und Holdes ist dem Frieden nur gewährt.
Drum laßt den Kampf, zu dem ihr hergeschritten,
Ein schönrer wird von euerm Muth begehrt,
Und daß ihr ringt mit treuerem Bemühen,
Soll meine Hand den Preis euch jetzt entziehen.

81.

Denn also steht im Schicksalsbuch geschrieben:
Der Rose gleicht dies jungfräuliche Bild,
Die lange schon ihr zartes Laub getrieben,
Bis liebend sich der duft'ge Kelch enthüllt.
Die Rose kann den hellen Strahl nur lieben,
Den leisen Thau, die Lüftchen lau und mild;
Bei solchem Gruß, bei solchem holden Walten
Wird auch dies Kind ihr reiches Herz entfalten.

82.

Dies ist der Spruch. Jetzt mögt ihr selbst ergründen,
Auf welchem Pfad ihr euch die Braut gewinnt.
Könnt ihr für sie so schöne Gaben finden,
Als Licht und Thau und leise Lüftchen sind,
So wird von ihr der stille Zauber schwinden,
Der heimlich schon durch ihre Glieder rinnt,
Um wunderbar des Schicksals dunkeln Willen
Zugleich im Sinn und Bilde zu erfüllen.

83.

So sprach die Fee. Und was wir jetzt gesehen,
Sah keiner wol, so lang die Welt auch stand;
Denn leis' umfloß ein grünes Nebelwehen
Das holde Kind, das nach und nach verschwand.
Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen,
Zu Duft zerrann ihr seidenes Gewand,
Und drinnen schien's zu wirken und zu walten
Mit bunter Schwing' in mancherlei Gestalten.

84.

Schon sah man Zweig' und Blätter sich verweben,
Schon blickte scheu die Knosp' aus grünem Laub,
Die Krone, die der Herrin Stirn umgeben,
Umhüllte sich mit goldnem Blütenstaub;
Und muß als Thau die Perl' auch kürzer leben,
Was uns beseelt, wem schiene das ein Raub?
Nun wurde noch das Haar zum weichen Moose,
Und vor uns stand die schönste Maienrose.

85.

Halb war vom Grün die Knospe noch umfangen
Und sah so scheu aus ihrem zarten Flor,
Als strebte sie mit zärtlichem Verlangen
Dem Lichte zu und dürfte nicht hervor.
So ist nun heut' ein Jahr vorbeigegangen,
Seit nichts an Form und Farbe sie verlor.
Kein Sturm versehrt, kein Frost, kein Hagelwetter
Den duft'gen Kelch, die ewig grünen Blätter.

86.

Doch jene, die sich um den Raub geschlagen,
Sie merkten wol, als nun ihr Zauber schwand,
Nicht räthlich sei's, das Leben dran zu wagen,
Wo nichts damit sich zu gewinnen fand.
Drum schwuren sie, sich friedlich zu vertragen
Und heimzuziehn, ein jeder in sein Land,
Bis sie vielleicht die schönen Gaben fänden,
Die nöthig sind, den Zauberbann zu enden.

87.

Und heute grad' ist jene Zeit verschwunden,
Worüber sie beim Scheiden sich vereint.
Ob sie daheim die Gaben aufgefunden,
Das weiß ich nicht, wiewol es jeder meint.
Wir werden selbst es sehn nach wenig Stunden,
Weil bald die Zeit der sichern Prob' erscheint.
Wenn diesen Berg die Abendstrahlen röthen,
Dann werden sie den Rosenhain betreten.

88.

Dies ist der Grund zu jenem freud'gen Feste,
Zu dem das Volk von allen Seiten zieht.
Auch nahten sich viel edle fremde Gäste,
Die früher selbst sich um den Preis bemüht,
Und unser Fürst bewirthet sie aufs beste
Und zweifelt nicht, daß heut die Ros' entblüht.
So sprach der Hirt und hatte kaum geschwiegen,
Da waren beid' auch schon ins Thal gestiegen.

Dritter Gesang.

1.

Wie langsam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur saft'gen Reife schwillt,
Seit fünfmal schon der Baum im Blütenglanze
Dein still Gemach mit süßem Duft gefüllt,
So, Herrin, keimt an unsres Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und schwindet ungestillt.
Wol können wir von gutem Glück schon sagen',
Will uns der Herbst auch e i n e Frucht nur tragen.

2.

Drum ist es gut, nur e i n e n Wunsch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn;
Und sehn wir auch auf vielverschlungnen Wegen
Manch Traumgebild vor unserm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wol verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raschen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen.

3.

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert.
Gefällt es auch den Göttern oft, zu scherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edeln Wunsch, dem ungetheilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

4.

Und muß ich selbst dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in diese Wellen trieb;
Denn willst auch du mir keine Gunst verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb,
Das milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

5.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, seit das Glück ihn trügerisch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muse stets erwies.
Wie manche Dichter priesen und besangen
Die goldne Zeit, das sel'ge Paradies!
Doch jene, die das Schicksal dort geboren,
Sie priesen's nicht, weil sie es nicht verloren.

6.

Doch sind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn,
Nein, freundlich, wie durch sanftbewegte Bäume,
Durch Blütenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkensäume
Zu uns herab die festen Sterne sehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgestalten
Ein sichres Bild der Hoffnung sich entfalten.

7.

Und so begann sein zweifelnd Herz zu sinnen:
Was winkst du mir so freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen,
Ein süßer Traum, ein täuschendes Gedicht!
Weh mir! Was kann ich hoffen, was gewinnen,
Solang mein Glück ein Traum nur mir verspricht?
Ein Schattenbild, das nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

8.

Doch sollten so die Götter uns betrügen,
So grausam sein im Uebermuth der Macht,
Daß sie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn sie uns Schmerz und Täuschung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unsrer Brust entstiegen,
Die meisten sind aus tieferm Quell erwacht
Und nahn schon jetzt dem künft'gen Kreis' im stillen,
Wie Geister, die in Körper einst sich hüllen.

9.

So ist es hier. Erschien in manchen Stunden
Nicht räthselhaft mir jenes theure Bild,
Von Rosen rings geröthet und umwunden
Und selbst zuletzt zur reichen Blüt' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte schon, noch eh' er sich erfüllt;
Nur hält erst jetzt den Gast aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an sichern Liebesbanden.

10.

Doch sei es auch; nicht wird er mir entblühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen
Dies Saitenspiel, es ist mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heischt, nicht Liebe nur und Muth?
Ein Andrer wird, kein Beßrer, ihn erwerben!
O bittres Los, viel härter noch als sterben!

11.

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm sie glüht,
Doch freu' ich mich, noch einmal sie zu sehen,
Von der so lang mein finstres Los mich schied.
Mein letztes Lied soll freundlich sie umwehen,
Und sterben soll mein Hauch in diesem Lied,
Wie hold der Schwan mit süßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

12.

Und wird dann einst durch ihr entblühtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwölkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage schweben,
Wol denkt sie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für sie ich alles hingegeben,
Und wie ich jetzt so fremd ihr bin und fern.
Wol wird sie dann mit nassen Augen klagen:
Er war es werth, zu lieben, zu entsagen.

13.

So sinnt sein Herz, indeß sie weiter schreiten;
Doch ob er selbst auch jeden Trost sich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführerisch noch manches Fünkchen glimmt.
So sieht man oft das Schiff mit Stürmen streiten,
Indeß den Mast ein heller Schein umschwimmt.
Nicht will sein Geist der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm ist's genug, sie heimlich zu empfinden.

14.

Jetzt wandeln sie durch jene grüne Weide,
Wo schön geschmückt die bunten Zelte stehn.
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude,
Gesang und Tanz erschallt durch Thal und Höhn,
Rings lassen Gold und Perlen, Sammt und Seide
Ihn deutlicher die eigne Armuth sehn.
Ach, seufzt er still, nichts kannst du jenen Schätzen
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegensetzen.

15.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Brust gedenkt,
Die unerschöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt gestaltet und umfängt
Und wunderbar das selbstgeschaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt,
Dann fühlt er stolz, es sei in diesem Streite
Statt ird'scher Macht ein Gott auf seiner Seite.

16.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt sein Gemüth erfreun;
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht sich scheu dem wundervollen Hain.
Wie glücklich scheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu sein!
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen
Und sich im Laub der theuren Blume wiegen.

17.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne schallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich entschließt
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt,
So scheint der Duft um seine Brust zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längst erloschnen Sterne.

18.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So scheint auch das, was sonst in dunkeln Weiten
Ein schwindend Licht der Heimat ihm erschien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am schönen Ziel zu blühn.
Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinnrung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

19.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünsche steigen
In ihm empor, wie wechseln Wang' und Blick!
Die Hecke nur, sie trennt mit schwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von seinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, sie muthig zu ersteigen?
Er steht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einst gezagt, den Bach zu überspringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecken dringen?

20.

O holde Scham, du deckst mit sichrer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft und fühlt nicht, daß sie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch unsre wilden Schmerzen.

21.

Indeß umschwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter schon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ seine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Rosen ein,
Und spielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold lispelnd durch den Hain.
Der reife Tag begann beim späten Scheiden
Sich in des Herbstes bunten Glanz zu kleiden.

22.

Da scholl vom Schloß aus silbernen Trompeten
Durchs weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Grotten drang;
Rings schwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Gesang,
Und jeder Gast, vom hellen Ton getroffen,
Schien schweigend jetzt ein schönres Fest zu hoffen.

23.

Doch bald erhob sich aus den seidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön.
Man sah, wie dort sich blanke Scharen stellten,
Um schön gereiht durchs Thal heranzugehn.
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte schwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn,
Die Harfe schien mit zarten Liebesliedern
Den ernsten Ruf vom Schlosse zu erwidern.

24.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schar durchs grüne Feld zu ziehn,
Man sah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn,
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn,
So ließen sich mit leichtem Schmuck die Frauen
Im Waffenkreis der kühnen Ritter schauen.

25.

Wie hoch voran drei stolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerschar gereiht,
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürst gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte sich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es schnell zerstreut;
Wie jene den, wie diese jenen priesen,
So wählten sie zum Sieg bald den, bald diesen.

26.

Schon nahten sie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge stand, es schwieg das Sängerchor;
Doch, wie gesprengt von starken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich scholl aus jenen stillen Orten
Mit langem Hall ein süßer Klang hervor,
Wie Memnon's Bild, dem Osten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm sendet.

27.

Wol dachte jetzt ein jeder stolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,
Bald heb' ich froh den zarten Rosenschleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.
Alpino nur ward trauriger und scheuer,
Der Wahn entschwand, worauf er still getraut;
Er fühlte tief bei jenem süßen Klingen:
Dich grüßt sie nicht, du hast ihr nichts zu bringen!

28.

Hold schimmerten des Haines höchste Kronen
Vom späten Strahl des Abends matt und mild;
Doch tiefer schien die Ruhe schon zu wohnen,
In süße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erst der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durchs Gebüsch ein Lispeln leis' und lose
Von Seufzern rauscht und traulichem Gekose!

29.

O süßer Kelch voll Lieb' und Lust und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinnrung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch sich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du süßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

30.

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuren Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt!
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt.
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben!

31.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauscht' ich doch mit seinem mein Geschick;
Er sah doch einst die sel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, so weint er um ein Glück.
Wol mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich lösen:
Auch du bist in Arkadien gewesen!

32.

Indeß ergoß mit festlichem Gepränge
Die helle Schar in dichtgeschlossnen Reihn
Im süßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad sich wogend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher stieg der Sonne später Schein,
Da zeigte sich das Ziel der irren Wege,
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

33.

Allein wie süß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß ins duft'ge Grün auch sank,
Wie friedlich auch aus Rosen und aus Myrten
Manch Laubendach sich blühend hier verschlang,
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieser Flur nicht lang;
Ein schönres Bild, das drüben in den Wogen,
Hat jeden Blick magnetisch angezogen.

34.

Denn wallend schmückt mit silberhellem Spiegel
Die Wies' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus dessen Flut ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die sel'gen Ufer hebt,
Und wie geneigt mit weitgeschlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris schwebt,
So fügen sich gewölbt vom Strand zum Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

35.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leise Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach sich sanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend schon die Flut,
Und drüben schwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in später Sonnenglut;
Schon schloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen schliefen.

36.

Und alles, was in seinen schönsten Träumen
Das junge Herz geahnet und gesehn,
Das scheint ihm dort zu blühen und zu keimen
Und leis' im Duft zu ihm heranzuwehn,
Und jeder sieht fern unter jenen Bäumen
Das erste Bild der frühsten Liebe gehn,
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort sein Glück sich zu verstecken.

37.

Und wo die Zweig' am schönsten sich gesellen,
Und Licht und Schatten spielt im zarten Grün,
Wo duftiger die weichen Kräuter schwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches frische Wellen
Durchs irre Gras mit süßerm Rieseln fliehn,
Da sieht man leis' auf bunten, goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

38.

Dort steht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberschlaf der Rose blühend Bild.
Nie sinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets säuseln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie sich oft im friedlich leisen Traume
Des Kindes Mund mit süßem Lächeln füllt,
So sieht man sanft das schlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter schweben.

39.

Und wie sie einst, so reich an keuscher Sitte,
So still, so zart, und doch so leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu schüchtern nicht und nicht zu prangend war,
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild sich unbefangen dar,
Und scheint sich, sanft gewiegt auf schlanken Zweigen,
Von keinem ab=, zu keinem hinzuneigen.

40.

Und wie sich einst Gedanken und Gefühle,
In zarter Brust aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und schüchtern doch bewegt,
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele,
Und weiß es nicht, wohin der West ihn trägt;
Doch läßt auch nie sein Walten sich erspähen,
Es ist des Geistes tiefstes, innres Wehen.

41.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leise nur und schüchtern erst getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein süßes Bild, das sie allein nur kennt;
Doch zögernd nur, mit keuschem Widerstreben
Gestalte sie den holden Traum zum Leben.

42.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand schön geschmückt ein hoher Thron bereit;
Dort saß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürst in ernster Herrlichkeit,
Und ringsumher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weis' im Rath, viel Helden, kühn im Streit,
Die Perlen, die sein fürstlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

43.

Und tiefer saß, wo aus den bunten Auen
Manch weicher Sitz aus Rasen sich geschwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgestellt;
Und wie wir gern die bunten Kränze schauen,
Worin die Frucht den Blüten sich gesellt,
So mischten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge sich in der Schönen Mitte.

44.

Und froh vereint, das zarte Fest zu krönen,
Begannen sie bei hellem Harfenklang
Den Liederstreit, der lind in leichten Tönen
Weit übern See durch Wies' und Haine drang.
Erst lockte süß das leise Lied der Schönen,
Dann schallte laut der Jünglinge Gesang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu einem Glanz verschwammen.

45.

Indessen reihn sich drüben schon die Mohren,
Schon haben stolz und froher Hoffnung voll
Durchs heil'ge Los die Fürsten den erkoren,
Der jetzt zuerst die Gabe bieten soll.
Noch einmal wird der Bundeseid geschworen,
Sich ohne List zu nahn und ohne Groll
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu schützen und zu ehren.

46.

Dann trennte sich der reiche Zug vom Lande;
Ihn führte stolz mit seinem Dienertroß
Der Inderfürst im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß.
Dann kam der Mohr von Taprobanas Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umschloß;
Doch leicht umspielt von feuergelber Seide
Ging Sabas Herr im hochgeschürzten Kleide.

47.

Wol schien's, als ob ihr Schmuck schon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein jeder still vertraut;
Denn während den die goldne Kron' umglühte,
Schien jenes Stirn von Perlen überthaut.
Der dritte trug im Haar die duft'ge Blüte,
Woraus sein Nest der edle Phönix baut.
So gingen sie mit zuversicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

48.

Dann folgte stolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond sich schmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerschar und trug die goldnen Schalen,
Die jeder Blick neugierig längst verschlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eifersucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat listig sich in ihren Kreis gestohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Last befohlen.

49.

O wie sein Herz unbändig schlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter stand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur strebte,
Nur sie allein sein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück so nah' ihn jetzt umschwebte!
Wie jedes Glück in ew'ge Fern' ihm schwand!
Wol scheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

50.

Doch mag sein Los, wohin es will, ihn führen,
Sie steht doch jetzt vor seinen Augen da,
Fast kann sein Arm, sein Athem sie berühren,
Die heimlich sonst sein Blick von fern nur sah.
Unmöglich ist's, er kann sie nicht verlieren,
Sie scheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah!
O rasche Lieb', o täuschendes Vertrauen,
Du wirst ein Schloß auf einem Sandkorn bauen!

51.

Als nun gemach mit zitternd leisem Halle
Das süße Lied der Sänger sich verlor,
Da schritt, umtönt von lautem Paukenschalle,
Mit stolzem Blick der Inder Fürst hervor.
Rings reihten sich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen
Mit seidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

52.

Und sieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felsengrund der alte Ganges streift,
Und das der Greif mit scharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge schweift,
Und jenes, das, wenn sie die tiefen Hallen
Des Hauses wölbt, die Aemf' im Sande häuft,
Dies alles schoß aus hundert schweren Schalen
Auf einmal jetzt die tausendfachen Strahlen.

53.

Doch köstlicher an Reinheit, Farb' und Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit schwer gediegner Welle
Im weiten Kelch das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als diesen Kelch der mächt'ge Fürst erhoben,
Begann er so der Gabe Werth zu loben:

54.

Das Licht nur weckt die ersten zarten Blüten,
Im Licht nur kann die späte Frucht gedeihn;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entsprühten,
Sog tief der Schooß der dunkeln Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönste, dir zu bieten,
Der Sonne Bild ist ja das Gold allein,
Drum krönt es auch der Fürsten Stirn, zum Zeichen,
Daß sie an Huld und Macht den Göttern gleichen.

55.

So spricht der Fürst. Und wie der Wirth beim Mahle
Das Köstlichste den gnäd'gen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der schwer herniedersinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thaus, der süß im Fallen klingt;
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

56.

Und zürnend tritt, in seinem Wahn betrogen,
Der Fürst zurück mit halb ersticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobanas Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung schlug,
Und mit ihm kam der Diener Schar gezogen,
Die in der Hand krystallne Muscheln trug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

57.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man fast bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott sei selbst emporgekommen,
Mit reicher Gab' um seine Braut zu frein.
So herrlich ist der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht sich in den Muscheln reihn.
Noch staunen rings die Männer und die Frauen,
Da spricht er so mit kühnerem Vertrauen:

58.

Die Sonn' erquickt, doch kann sie auch verzehren;
Doch friedlich schafft der nächtlich stille Thau.
Ihm gnügt es nicht, zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au;
Die Rose muß zur Sonne sich verklären,
Das Veilchen sich zum luft'gen Sternenblau;
Doch nur zu bald zerrinnt sein zarter Schimmer,
Und nur sein Bild, die Perle, leuchtet immer.

59.

So spricht der Mohr und streut mit stolzen Blicken
Die reiche Saat umher ins weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die schlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken,
Und sieht getäuscht die Rose schon entblühn;
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

60.

Als so der Stolz des reichen Mohren schwindet,
Hebt Sabas Herr sein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, sein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Bast geründet,
Ruht sein Geschenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der süß mit leiser Schwinge
Die Körb' umspielt, schon ahnen, was er bringe.

61.

Denn jeden Strauch, worin auf Sabas Auen
Der heißre Strahl die süßern Düfte pflegt,
Die Blüten dort, die stets zur Sonne schauen,
Die Aehren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt,
Was köstlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit diesem Wort der mächt'ge Freier:

62.

Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da beider Licht sich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geistes frisches Leben
Mit lauem Hauch durch Höhn und Tiefen schwimmt?
Mag drum der Mensch nach Gold und Perlen streben,
Der Weihrauch ist den Göttern nur bestimmt;
Er kann allein auf unsichtbaren Schwingen,
Des Geistes Bild, zum hohen Himmel dringen.

63.

So spricht der Fürst, und in krystallnem Spiegel
Versammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerstreut mit buntem Flügel
Der süße Duft sich durch den dunkeln Hain.
Ein zart Gewölk umwallt den Blumenhügel,
Ein sel'ger Rausch nimmt aller Herzen ein;
Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

64.

Als nun beschämt die stolzen Freier stehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Fraun, die edlen Ritter sehen,
Und selbst Astolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuseln und ein Wehen,
Wie wenn die Flut von leisen Wogen schwillt.
Auf Lüften schien und Wellen wie vom weiten
Mit süßem Klang dies Wort heranzugleiten:

65.

Tief ruht das Gold in unterird'schen Hallen
Und schlummert träg und glanzlos im Gestein,
Und soll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf sie der Strahl die Funken streun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur sein scheinbar eignes Leben
Von andern borgt, kann der es andern geben?

66.

Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit,
Und Form und Form anmuthig spielend ringen,
Bis athmend sich das zarte Kind befreit
Und reichbegabt im Duften und im Blühen
Zurückgibt, was der Meister ihm verliehen.

67.

So sprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte sie mit lispelnd leichtem Laut.
Und schon begann der Mond emporzusteigen,
Die Erde lag gleich einer blühnden Braut,
Die, leis' entschlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenschaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

68.

Da naht Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß, durchspielt von träumerischen Tönen,
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann stand er zart und schlank,
Und auf das Bild des schönen Jünglings schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

69.

Dann spricht er so: Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht,
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen.

70.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Astolf den Scepter fürstlich mild;
Und jener läßt ins weiche Gras sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

71.

Und horch, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sichrer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und dicht umhegt von grünen Blättersäumen
Vom frischen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

72.

Doch wenn der Lenz mit seinem Wehn und Wallen,
Mit seiner Luft durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt,
Wenn Blüten rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

73.

Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

74.

Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten,
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr frühster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

75.

Ja, herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle,
Ein fremder Geist, von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt
Und unerschöpft die gleiche Glut und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

76.

Doch alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüten neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

77.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

78.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Aufs freud'ge Volk und staunend niederschaut,
So blickt auch sie beschämt herab von oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch gehoben.

79.

Doch alles singt und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind,
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn, ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für alle.

80.

Und, freier jetzt vom hellen Licht umwaltet
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt, reicher stets und üppiger entfaltet,
Der volle Kelch die innren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst wenn er spät ins Meer hinabgegangen
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wol mögen dann sich andre Blumen schließen,
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und im Zagen.

83.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im drohnden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

84.

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er gibt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

85.

So sang Alpin; und als er ausgesungen
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn.
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

86.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht.
Gestalt und Form strebt alles zu gewinnen,
Und blühend tritt ins Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

87.

Und wie der Mond, von Wolken leis' umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt,
So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt,
Doch läßt ihr Kelch wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung von ferne nur sich sehen.

88.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor,
Und rings umher verwebt sich leis' und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

89.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tiefathmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

90.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum ersten mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl,
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüten, Wolk' und Welle.

91.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Scham, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

92.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt
Und süß verschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Glut des Kusses tief entzündet,
In ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet:

93.

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für eine Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht und kaum genossen flieht?
Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen.

94.

Indessen scheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüten und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold;
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greifen tragen.

95.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen;
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn,
Sie, schlank und zart, im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

96.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Klotilden und Alpinen
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu jenen
Die Liebenden und sprach mit milden Tönen:

97.

Empfangt den Sohn, den ihr so lang verloren,
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt;
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt;
Sein Zauber hat den regen Geist beschworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen.

98.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene zwei, noch eh die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Aeltern hingesunken,
Hier weint Klotild' und drüben jauchzt Alpin;
Und wie im Sturm die längst begrabnen Funken
Erloschner Glut zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung sich freuen,
Am alten Glücke der und der am neuen.

99.

Welch Wiedersehn! Welch reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint,
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

100.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen
Und weihen gern das längst geknüpfte Band,
Und rasch beginnt sich alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

101.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schar ihr nach.
Nur Wellen ziehn und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft ums holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein still verhehlend Dach;
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

102.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb' und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

103.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet;
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied.
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lindflüsternd leise Spiele.

104.

Und wo die zwei verschämt, mit feuchten Blicken,
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken
Und farbiger die weiche Flur zu blühn.
Rings glänzt der Thau, und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün;
Der Epheu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüt' und Laub sein ewig junges Leben.

105.

Wie Amor's Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild,
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt,
Doch leicht nur will die blühnde Ranke scherzen
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün verstohlen
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

106.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros' und Lorber sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut.
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüten.

107.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien;
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Lose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Poetisches Tagebuch.



Erklärung.

Ein leichter Sinn mag oft in neuen Weisen
Die Lust erhöhn, die wechselnd ihn beglückt;
Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
Die doppelt stets mein zweifelnd Aug' erblickt:
Dort in des Grabes ewig stummen Kreisen,
Hier mit des Lebens frischem Reiz geschmückt;
Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
Nie kann mein Herz die holden Bilder trennen.

Denn wie sich Träum' im Leben oft entfalten,
Und Leben oft in luft'gen Träumen blüht,
So gatten sich die minnigen Gestalten
Zu einem Bild im liebenden Gemüth.
In dieser streb' ich jene festzuhalten
Und wähne, daß mit dieser jene flieht.
Doch weil die eine längst sich mir entrissen,
Mußt' ich auch stets der andern Liebe missen.

Jetzt hab' ich lange Fahrt für sie begonnen,
Um ihren Preis auch ferne zu erhöhn;
Zwei Jahre schon sind flüchtig mir verronnen,
Seit ich zuletzt den Heimatsstrand gesehn.
Wird auch das Ziel mit Mühe nur gewonnen,
Doch scheint die Müh' um schönes Ziel mir schön,
Wenn sie mich nur durch dunkle Meeresweiten
Mit süßer Huld und mildem Schimmer leiten.

Wol seh' ich oft, wie hell vom goldnen Throne
Der einen Bild zu mir herniedersinkt
Und freundlich mir zum wunderſel'gen Lohne,
Daß nur für sie mein treues Lied erklingt,
Mit leiser Hand die heil'ge Sängerkrone,
Den Lorberzweig, in meine Locken schlingt;
Und kühner läßt dann auf Gesanges Wellen
Mein trunkner Geist des Liedes Segel schwellen.

Doch läßt sich dann so kalt die andre schauen
Mit strengem Blick und stolzem Angesicht,
Dann schwindet bald mein freudiges Vertrauen,
In Nacht versinkt der Liebe leitend Licht;
Auf weitem Meer ergreift mich stilles Grauen,
Ich weiß den Pfad, das Ziel, den Hafen nicht.
Wol folgst du, denk' ich, trügerischen Sternen,
Was kann dich sonst so weit von ihr entfernen?

O ihr, die treu vereint in Leid und Freuden
Nur ein Gemüth im Busen sonst gehegt,
Was konnte so im Tode jetzt euch scheiden,
Daß diese flieht, was jene schützt und pflegt?
Du banges Wechselspiel von Lust und Leiden,
Wie hast du oft mein Herz so wild bewegt!
Doch kenn' ich leicht die Fäden, die dich weben:
Süß ist der Traum, doch hart und kalt das Leben.

Und dennoch will ich muthig weiter steuern,
So lang ein Hauch mein lustig Segel schwellt,
Will gern, getäuscht in irren Abenteuern,
Dein Nichts vergessen, arme, kleine Welt!
Vielleicht wird doch der Strand sich einst entschleiern,
Wenn treuer Sinn dem treuen Gott gefällt;
Auch ist es süß, aus bunten Wellenschäumen
Manch liebes Bild sich schöpferisch zu träumen.

Wol manchem wird das Herz im Busen schlagen
Bei meines Liedes viel verflochtnem Klang,
Wol mancher nach dem treuen Sänger fragen,
Der, nie geliebt, die Liebe nur besang.
Mag sie allein den Kranz mir auch versagen,
Ich zürne nicht und dien' ihr ohne Dank.
Für Freude ward von Gott mir Leid beschieden;
Auch Leid ist süß; ich duld' und bin zufrieden.

Am 29. Junius 1813.

Dort, wo der Fels, ein Sohn der grauen Zeit.
Sich kühn erhebt im dunkeln Fichtenkranze
Und trotzig wild zum Strome niederdräut,
Ein ernstes Bild im heitern Wellenglanze,

Dort saß, umwölbt von säuselndem Gesträuch,
Umflüstert von der Lüfte lindem Leben,
An blühndem Reiz der frischen Blume gleich,
Sie, der mein Herz sich ewig hingegeben.

Wie konntest du der rauhen Klippenbahn,
Du holdes Bild, den zarten Fuß vertrauen?
Wie durftest du dem schroffen Rande nahn
Und kühn hinab zum grausen Abgrund schauen?

So sah ich dort um ragendes Gestein
Leicht angeschmiegt sich duft'ge Rosen winden,
Um näher sich am Sonnenstrahl zu freun
Und Reiz und Kraft jungfräulich zu verbinden.

Dein Zauber schuf zum üppigen Gefild
Das starre Graun der unwirthbaren Oede,
Zur Dichtung ward der Ferne reiches Bild,
Belebt erhielt das Stumme Sinn und Rede.

In jedem Schmuck der unbegrenzten Flur,
In Wies' und Thal, im Grün der heitern Höhen
Wähnt' ich das Bild von meiner Liebe nur,
Der stillen Sehnsucht dämmernd Bild zu sehen.

Da trübte sich von leisem Weh mein Blick;
Doch heilig schwamm mir keusche Ruh' im Herzen:
Wol lohnt mir Liebe nie mit blühndem Glück,
Doch beut sie mild mir ihre reinsten Schmerzen.

Am 30. Junius 1813.

Du Rose, die die Theure mir gegeben,
Du, die so hold an ihrer Brust geblüht,
Warum verwelkt so bald das warme Leben,
Das jugendlich in deinem Kelch geglüht?

Ach, als dein Glanz noch ihren Busen schmückte,
Aus ihrem Blick der milde Sonnenschein,
Aus ihrer Brust der Athem dich erquickte,
Da prangtest du im fröhlichen Gedeihn!

Doch sah ich bald der Wange Roth erblassen,
Und schmerzlich ward dein frischer Reiz getrübt,
Als du den Kreis der Freundlichen verlassen,
Die du so still, so sehnsuchtsvoll geliebt.

So schied auch jeder Schmuck aus meinem Leben,
Todt ist die Lust, der Hoffnung milder Glanz;
Mir kann der Lenz nur welke Blumen geben,
Dem Grabe ziemt kein frisch entblühter Kranz.

Doch drängt noch stets aus deiner bleichen Hülle,
Wenn auch der Reiz des Lebens sich verlor,
Ein leiser Traum der hingewelkten Fülle,
Der linde Duft lebendig sich hervor.

So labt auch mich, dem jedes Glück entschwunden,
Wie Dämmrungshauch der Wehmuth zarter Duft,
Und freundlich steigt das Bild der hellern Stnnden
Im Abendglanz aus seiner frühen Gruft.

Ach, alles, alles Schöne flieht von hinnen,
Der ferne Stern der Hoffnung sinkt hinab,
Der reinste Traum der Sehnsucht muß zerrinnen,
Kurz blüht das Glück, und ewig ist das Grab.

Doch nimmer welkt die heil'ge Lust am Schönen,
Hoch strebt die Lieb' empor im düstern Gram,
Nur Liebe kann ihr eignes Leid versöhnen
Und selbst ersetzen, was die Welt ihr nahm.

Am 17. Julius 1813.

Sinnend stand ich und still auf des Brockens öden Granithöhn;
Kühn auf Felsen gestützt, wähnte sich sichrer die Kraft.
Nebel umzog das Gebirg, und es floß grauwogende Dämmrung
Rings durch die Tief', und es sank dunkel die zitternde Glut.
Fruchtlos schauten die Wanderer hin ins Thal, und es klagte
Jeglicher, daß kein Dank lohne den schwierigen Pfad.
Aber entzückt hob hoch sich der Geist des sinnigen Dichters,
Und aus leichtem Gewölk schuf er ein Zaubergefild.
Form und Gestalt rang schnell aus dem Nichts sich empor, und bedeutsam
Tagte das Bild, ringsum wallte lebendiger Reiz.
Berghöhn thürmten sich kühn, und auf zackigen Klippen erhob sich
Dunkel der Wald, und es schwamm zitternd der silberne See.
Inselchen lockten mit stillem Gebüsch, leichtschwankende Nachen
Wiegten zum heimlichen Sitz harrender Liebe sich hin;
Wiesen verbreiteten rings ihr Blütengewand um des Flusses
Rollende Flut, und es schwieg, ruhend das schattige Thal.
Alles erschien mir fern wie ein freundliches Land der Verklärung,
Und nicht sterbliche Lust lächelte dort mir herab;
Denn schon schwamm die erbleichende Glut tief unter der Dichtung
Leuchtender Welt, stets hob höher das Bild sich empor;
Herrlicher säumte sich stets mit flammendem Golde der Sehnsucht
Wundergebiet, stets ward dunkler das irdische Thal.
Ach, da dacht' ich an dich, Holdselige, welche des Freundes
Nächtlichen Gram so oft mischte mit dämmernder Lust.
Wehmuth lächelte still mir im sinnenden Blick, wol fühlt' ich
Tieferen Schmerz; doch fern tagte mir zartere Lust.
Sieh, du schautest herab aus dem lichten Gewölk in des Sieges
Goldenem Kranz, dein Blick lächelte ruhig und mild;
Sterne blinkten empor, wie du lächeltest, tröstende Sterne,
Rasch aufstrahlendes Licht folgte der winkenden Hand;
Glanzreich wölbte zum Thor sich des Friedens heiliger Bogen,
Und als Morgengewölk ebnete hell sich die Bahn.
Mächtig ergriff den verlangenden Geist stillschweigende Sehnsucht,
Dich nur sah ich und dich fühlt' ich im Herzen allein;
Nächtlich versank ums hohe Gebirg mir die dämmernde Welt rings,
Doch hoch über mir hob klar sich der himmlische Dom.
Ach, wol blühet nur dort die Rose des Glücks, und der Hoffnung
Leitstern dämmert nur dort leise dem Herzen empor.
Bist du doch keusch und rein wie die Lilie heiliger Engel,
Spielt im Auge dir doch ruhig die selige Glut,

Rinnt doch sanft, wie ein zartes Gedicht von der friedlichen Zukunft,
Durch des betäubenden Wahns Wellen dein Leben dahin!
Ach, dich lieb' ich allein, dich trag' ich ewig im Herzen;
Doch stets kettet die Scheu zagend den irdischen Wunsch,
Und stets scheinet, je kühner mein Geist aufstrebt zu der Schönheit
Hellerem Licht, dein Geist höher und herrlicher mir. —
Doch da senkte die Sonne sich ganz, schwarz wogte die Nacht auf,
Grauenvoll tobte der Sturm über die Heide daher,
Kein trostkündender Stern durchblinkte den trüberen Nebel,
Und in finsteren Duft senkte dein Bild sich hinab.
Traum nur ist und Schatten das Heiligste, luftiger Wahn nur
Leitet die Welt, und das Herz spielt mit betrüglichem Nichts;
Was es gewann, ist glänzender Schaum; schnell flattert des Zufalls
Lüftchen heran, und es flieht spottend das ewige Gut.

Am 1. August 1813.

Nächtlicher Gram umfing den Ermatteten, schwarz in des Abends
Nebel gehüllt, und dumpf schwieg das erstorbene Herz.
Thorheit schien und Wahn mir das Heilige, nichtig des Lebens
Gaukelgebild, und so klagte der düstere Geist:
Fruchtlos hast du gespielt und geträumt! Stets blühte der Hoffnung
Ueppiger Baum; doch nie reifte die labende Frucht.
Glänzend erhob sich ein herrliches Ziel dem begeisterten Jüngling;
Aber der Zufall nur lenkt die entgötterte Welt.
Sehnsucht dämmerte dir, und der Lieb' aufstrahlende Sonne
Goß jungfräulichen Reiz über den Traum des Gefühls;
Doch längst sank der erloschene Strahl, und schwärzere Nacht nur
Füllt, je heller er einst leuchtete, jetzt dir das Herz.
Was du gesät, wird rauben der Sturm. Was kämpfst du vergebens
Gegen des Schicksals Spott? Ewig ist einzig der Tod.
Eins sind Grab und Wiege für dich; in des nichtigen Lebens
Zwecklos tändelndem Spiel ringst du, ein Nichts, mit dem Nichts!
Also zürnet' ich mir und der Welt; doch kalte Verachtung
Tilgte den Zorn, und laut lacht' ich im bitteren Hohn.
Horch, da schwamm, gleich lindem Gedüft, auf der sinkenden Dämmerung
Friedlichem Hauch leicht aufwogend ein lieblicher Ton.

Schwellend verkettete bald sich das zitternde Gold, bald rann es
Sanft hinschmelzend und oft leise verhallend daher,
Und süß wallte Gesang auf des Tons leichtflatternder Schwinge
Tröstend, gleich dem Gespräch freundlicher Engel, heran.
Ach, da regte sich still das erkaltete Herz, von des Wohllauts
Athem erwärmt, und hell tagte die dunkele Welt.
Bilder umgaukelten mich, süß schmeichelnde, zarte Gestalten,
Und in lebende Form schmiegte sich jedes Gefühl.
Dich nur nannte mir jedes Gefühl, und jeglichem Traum lieh
Dein holdseliger Reiz Wesen und blühende Kraft.
Doch zum Ganzen verkettete bald sich das Einzelne, kunstvoll
Trat ein klares Gedicht aus der verworrenen Nacht.
Vielfach lebt' in dem bunten Gebild dein wechselnder Liebreiz,
Neu stets warst du und stets holder in jeglicher Form.
Doch einträchtig erschien in der Schönheit stiller Verklärung
Alles verwebt, ein Glanz weilt' in dem irrenden Licht,
Und allmächtige Lieb' umwand mit der ewigen Kette,
Daß kein feindliches Bild nahe, den flüchtigen Traum.
Ha, da fühlt' ich die frühere Kraft, kühn blickt' ich empor, hell
Flammte der Geist; hochauf schlug das erweiterte Herz.
Herrlich enthüllte die Welt mir des Ruhms muthprüfende Laufbahn,
Und wol schien mir des Kampfs würdig der ewige Kranz,
Und ich empfand, noch leb' in der Brust mir der heilige Lichtstrahl
Göttlicher Kraft, und groß werd' ich und ruhig durch dich.
Bannt dein Wille mich auch in den Kreis schmerzvoller Entsagung,
Nie doch, ehe du selbst schwandest, entschwindet das Ziel.
Himmlische Schönheit flieht vor des Sterblichen kühner Umarmung,
Aber mit ewigem Wunsch lohnt sie dem hoffenden Geist.

Am 23. August 1813.

O Phantasie, wie flatterst du so süß
Um meine Brust mit leisen Flügelschlägen
Und suchst mir rings ein holdes Paradies
Voll freundlicher Gestalten aufzuregen!

Es wiegt mich hin zu mondbeglänzten Höhn,
Es leitet mich zum Rande frischer Quellen,
Umsäuselt mich wie duft'ger Schatten Wehn
Und bettet mich auf weiche Graseswellen.

Noch fass' ich's nicht, was mir dein Wink enthüllt;
Doch dämmernd blüht's empor in buntem Leben,
Und lächelnd scheint schon manches liebe Bild
Dem irren Kampf der Formen zu entschweben.

Mein Herz erglüht in ahnungsvoller Lust,
Süß bebt's in mir gleich stillem Liebeszagen,
Wie Morgenroth umspielt es meine Brust,
Doch will es nie zur lichten Klarheit tagen.

O laß dich sanft, du holde Gauklerin,
Am Rosensaum der leichten Schwingen halten
Und deute mir den wunderbaren Sinn
Der nahenden, der fliehenden Gestalten!

Und sieh, da ruht das Kämpfende vereint,
Der irre Duft der Dämmrung ist entschwunden,
Und gleich dem Strahl des frühsten Lichts erscheint
Sie, die mit ew'gem Zauber mich umwunden.

O sei gegrüßt, du zartes Traumgesicht!
Wie lieblich weht dein luftiges Gefieder!
Wie senkst du hold, ein freundliches Gedicht,
Ins öde Reich der Wahrheit dich hernieder!

Dein Lächeln ist aus Sonnenschein gewebt,
Dein milder Ernst aus stillem Mondenglanze,
Luft ist das Kleid, das rosig dich umschwebt,
Und Ruhe thaut aus deinem duft'gen Kranze.

Ich nahe dir, du friedliche Gestalt,
Ich hasche dich mit seligem Verlangen
Und halte sanft mit liebender Gewalt
An keuscher Brust dich, süßer Traum, umfangen.

O weile du bei mir im Schattengrün,
Laß fröhlich uns mit luft'gen Bildern spielen,
Beflügle mich mit bunten Phantasien
Und fette mich mit heiligen Gefühlen!

Fern sei von uns der Welt verworrner Streit,
Laß träumend uns in stillen Lauben wohnen.
Vergänglich ist, was uns das Leben beut,
Das Herz nur flicht sich ew'ge Blütenkronen.

Längst schwand die Sonn' an meines Himmels Saum,
Erloschen ist mein Leben und mein Lieben,
Du nur allein, du, meiner Liebe Traum,
Bist tröstend mir in kalter Nacht geblieben!

Am 19. September 1813.

O Leben, laß von dir hinweg mich scheiden
Zur Heimat, die dem Pilger Ruhe beut!
Ich weiß ein Grab, da schlummern meine Freuden,
Da blüht allein, was Tröstung mir verleiht.

Gar friedlich ist der stille Platz bereitet,
Und lau das Wehn, das flüsternd ihn umschwebt,
Lebend'ges Grün ist weit umher gebreitet,
Mit Blumen rings sein duft'ger Rand umwebt.

Hold säuselt dort mit matt beglänztem Flügel
Im Abendschein die Wehmuth um den Tod,
Und leuchtend spielt am frisch bekränzten Hügel
Der Hoffnung Schein im hellen Morgenroth.

Und prangend hebt, wo meine Thränen thauen,
Ein Blumenkelch sich aus der stillen Gruft;
Der ist gar mild und freundlich anzuschauen
Und labt mein Herz mit wunderbarem Duft.

Ihn pfleg' ich stets mit liebevoller Treue,
Sein frisches Leben nur ist mein Gewinn,
Er ist's allein, an dem ich mich erfreue,
Wenn er verwelkt, dann welk' auch ich dahin.

Denn in dem Reiz, der blühend ihn umwaltet,
Und in dem Duft, der züchtig ihn umfließt,
Hat sich das Bild der Heiligen entfaltet,
Die lange schon der Hügel mir verschließt.

Wol muß ich fern von meiner Freude stehen,
Und nimmer blüht sein Schmuck an meiner Brust,
Doch darf sein Gruß zu mir herüberwehen,
Sein heitrer Glanz gewährt mir zarte Lust.

O keusche Sehnsucht, friedliches Verlangen!
Wer deinen Hauch in reiner Brust empfand,
Dem ist ein Stern von jenseits aufgegangen,
Wenn auch der Strahl des frischen Lebens schwand.

Cäcilie,

eine Geisterstimme.

Im October 1813.

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad.
Auf steiler Bahn bist du emporgestiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat;
Doch schüchtern hat der Sänger dir geschwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen,
Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.

Doch jetzt ist mir ein starker Muth entglommen,
Und ernst ermahnt mich eine theure Pflicht;
Von Himmelshöhn ist mir die Kraft gekommen,
Und Glut der Brust, dem Geiste klares Licht;
Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
Den heil'gen Ruf, drum zag' ich fürder nicht.
Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
Der zweifle nicht; er wird den Sieg erstreiten.

Denn sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit strengem Spott den Sklaven niederschlug,

Die fromm und zart die rauhe Welt uns schmückte,
Ein segnend Licht in finstrer Zeiten Fluch,
Die Gott schon früh zu seinem Thron erhoben,
Um herrlicher sein schönstes Werk zu loben,

Sie nahte mir von ihren lichten Höhen,
Im Spiel des Traums ein ernstes Heil'genbild;
Ihr Auge war wie Frühlicht anzusehen,
Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt,
Und ihrem Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
Wie durch den Thau der Blüte Duft entquillt,
Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
Kam so ihr Wort zu meinem Geist hernieder:

Was feierst du und schweigst in düstern Klagen,
Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
Und weinst, da Glück und Ruhm für alle tagen,
Mit feigem Schmerz um deines Glückes Tod?
Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
Der Ruf der Kraft, er ist auch mein Gebot;
Was ich empfand, das sollst auch du empfinden
Und meinen Werth durch deinen Werth verkünden.

Hab' ich nicht oft mit stillgeweinten Thränen
In stummem Gram mich um mein Volk verzehrt,
Nicht oft von Gott mit heißem Flehn und Sehnen
Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?
Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
Nicht hoffnungsvoll in finstrer Zeit genährt?
War ich nicht frei im unterjochten Lande
Und groß und gut beim schnöden Druck der Schande?

Drum ward ein schönes Los mir zugewogen,
Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor.
Wol war die Welt mit Wetternacht umzogen;
Doch Engeln weicht der Zukunft finstrer Flor.
Und sieh, es stieg aus Kampf und Sturm und Wogen
In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor.
Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
Das war mir längst verkündet und entschleiert.

Denn, als verführt von seinen Lügengöttern,
Dem Thron der Welt der schnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern
Und sandte Glut und Frost auf seinen Pfad,
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuwehn des Frevels stolze Saat.
Da sank sein Herz, und an dem Riesenwerke
Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

Und er entwich mit seinen flücht'gen Scharen;
Ihm sandte Gott das trügerische Glück
Und leitete durch blutige Gefahren,
Durch Flamm' und Flut den Trotzigen zurück,
Für größres Leid der Zukunft ihn zu sparen,
Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
Nicht ehrlich sollte der im Kampf erliegen,
In dessen Brust die Ehre stets geschwiegen.

Und Gott erhob die Kraft der Fürsten wieder
Und band ihr Herz durch Lieb' und Freud' und Leid.
Ein Recht, ein Haß verflocht die deutschen Brüder,
Die lange schon der Hölle List entzweit.
Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit;
Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menschheit richten.

Und es gelang. Siehst du den Thron erzittern,
Den früher schon die Last der Schmach gedrückt?
Es wogt und zürnt gleich schwarzen Ungewittern,
Roth ist der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.
Der Rächer naht, die Säulen zu zersplittern,
Die ohne Gott der Siegeskranz geschmückt;
Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

Heil dir, mein Volk! Du ziehst auf blut'gen Bahnen
Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt;
Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
Und Heere stehn, wohin dein Ruf erklingt.
Nicht lange läßt der tapfre Mann sich mahnen,
Sein Vaterland ist, wo Gefahr ihm winkt;
Wo Ehr' und Recht dem theuren Sieg entsprießen,
Da scheint's ihm Lohn, sein Herzblut zu vergießen.

Hörst du zu Gott den Dank der Völker steigen?
Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
Und jedes Knie will sich dem Ew'gen neigen,
Von gläub'ger Lust ist Geist und Blick erhellt.
Die Sonne glänzt, des Herbstes Stürme schweigen,
Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt.
Kein Opfer schmerzt, kein Leid und keine Bürde;
Groß ist der Mensch und reich durch seine Würde.

Euch wird der Muth, die Treue wiederkehren,
Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blühn,
Kein fremdes Gift wird euern Schmuck zerstören,
Kein schnöder Lohn ins Joch der Schmach euch ziehn.
Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
Kein Jüngling mehr für feile Bilder glühn,
Und staunend wird der Fremdling euch erkennen
Und Kraft und Sitte deutsche Tugend nennen.

Und lange soll der heil'ge Fried' euch krönen,
Den ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
Und Liebe soll den langen Haß versöhnen,
Und schmücken soll das Recht den Thron der Macht,
Und wohnen soll das Gute bei dem Schönen,
Und heilig sein, was jetzt der Spott verlacht,
Und ewig soll der fromme Glaube leben:
Nicht unsre Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

Ein ernstes Wort will ich dir noch enthüllen,
Du schließ es treu in deinen Busen ein:
Kein Schicksal gibt's, es gibt nur Muth und Willen;
Sei stark durch dich, so ist die Palme dein.
Es gibt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein.
Es gibt ein Recht, das gilt in jedem Kreise;
Es herrscht ein Gott, der ist allein der Weise.

Am 1. November 1813.

Rosse wiehern, Waffen blinken,
Deutschlands Rächer sind genaht,
Und die bunten Fahnen winken
Zu des Ruhmes goldnem Pfad.
Soll ich stets dem Kummer dienen,
Sehnsuchtsvoll und hoffnungslos?
Sieh, das Ziel ist schön und groß;
Nimmer blüht die That des Kühnen
In der Ruhe trägem Schooß.

Laß mich ziehn, wohin das Mahnen
Meines Busens mir gebeut;
Friedenspalmen sind die Fahnen,
Und zum Schlummer ruft der Streit.
Meine Freunde sind gefallen
Durch der Feinde blut'ges Schwert,
Und mein Herz blieb unerhört,
Und das Leben hat von allen
Wünschen keinen mir gewährt.

Rauher Herbst, du wehst so schaurig
Um der Blüten ödes Grab,
Deine Wolken hängen traurig
Auf die dunkle Welt herab.
Send', o Krieg, aus eh'rnem Schlunde
Deine Flammen durchs Gefild,
Wirble, Trommel, hell und wild,
Daß das kranke Herz gesunde
Durch des Lebens rasches Bild!

Doch nicht sei's ein dumpfes Zürnen,
Das zur fremden Bahn mich drängt;
Friede sei mit den Gestirnen,
Die mein feindlich Los gelenkt!
Freier Wille ziemt dem Streiter,
Den das Vaterland gewann,
Und es schließt der deutsche Mann
Ruhig, unbetäubt und heiter
Sich dem schönen Bündniß an.

Laß uns scheiden! Sprich, was frommen
Herz und Leben, stets entzweit?
Ach, der Herbst ist längst gekommen,
Und noch währt des Lenzes Leid!
Laß uns still und freundlich scheiden,
Bis uns schönre Sonnen glühn!
Alles hab' ich dir verziehn,
Denn du hast für ird'sche Leiden
Ew'ge Schätze mir verliehn.

Friedlich will ich mich dir nahen,
Deinen Segen zu erflehn,
Will dein letztes Wort empfahen,
Deinen Blick noch einmal sehn.
O nur einen Kuß, nur einen,
Für des Herzens wilden Streit,
Für der Zukunft langes Leid,
Und nicht länger will ich weinen
Um geträumte Seligkeit!

Laß mich ziehn! Wie darfst du klagen,
Wenn ich selbst mit starkem Sinn
Muthig bin, dir zu entsagen,
Werth dich zu besitzen bin?
Jedes Band will ich vernichten,
Das mich fesselnd noch umgibt;
Früher, als ich dich geliebt,
Hat das Vaterland die Pflichten
Treuer Lieb' an mir geübt.

Lebe wohl! Ich scheide nimmer;
Jedes mild gewährte Pfand,
Jeder heil'gen Stunde Schimmer
Folgt mir nach ins ferne Land.
Lebe wohl, du Zarte, Reine,
Ewig lebt dein holdes Bild
Mir im Busen still und mild;
Aber du, vergiß das meine,
Wenn mit Schmerz es dich erfüllt.

O sei glücklich und entsage,
Großes Herz, dem stillen Gram!
Was das Leben gab, ertrage
Und verschmerze, was es nahm.

Ohne Sorge laß mich scheiden,
Freudig sei das Herz und licht,
Denn mich ruft die heil'ge Pflicht.
Willig trag' ich meine Leiden,
Doch die deinen trüg' ich nicht.

Fest will ich im Streite stehen,
Kühn des Feindes drohnder Macht
Und dem Tod entgegensehen;
Denn für dich auch gilt die Schlacht.
Doch wenn laut das Kampfgefilde
Von des Mordes Jauchzen tönt,
Und der Schmerz verzweifelnd stöhnt,
O dann sei durch dich, du Milde,
Herz und Leben ausgesöhnt!

Sieh, der Leu hat sich erhoben,
Und der feige Tiger zagt.
Keiner soll den Schwachen loben,
Der nicht Blut und Leben wagt.
Liebe flicht uns Siegeskränze,
Wenn das große Werk vollbracht,
Und wem keine Liebe lacht,
Den erfreun des Ruhmes Lenze
In des Lebens langer Nacht.

Wenn ich falle — o dann trübe
Keine Thräne dein Gesicht!
Reich belohnt ist meine Liebe,
Und mein Schatten zürnt dir nicht.
Sie, die Heilige, die Hehre,
Die den Himmel längst errang,
Beut dem Freunde gern den Dank,
Der für Vaterland und Ehre
Und für Recht und Liebe sank.

Am 15. November 1813.

Hätt' ich dich nie gesehen,
Dann könnt' ich rasch dahin
Durchs heitre Leben gehen
Mit jugendlichem Sinn.

Und klagen würd' ich nimmer:
O Lenz, wie ist so bald
Entflohn dein goldner Schimmer
Und dein Gesang verhallt!

Wo frische Rosen ständen,
Da fänd' ich Dach und Strauß,
Und wenn die Rosen schwänden,
Verließ' ich Schmuck und Haus.

Wol wechseln Licht und Farben
Doch bleibt das Leben dein,
Und wo die Blüten starben,
Wird dich die Frucht erfreun.

Jetzt muß ich ewig weinen
Um einen welken Kranz;
Die Frucht wird nie erscheinen,
Und ewig starb sein Glanz.

Doch heg' ich wol mit Freuden
Den Schmerz in stiller Brust,
Und hätt' ich mindre Leiden,
So hätt' ich mindre Lust.

Wol sinkt aus trüben Düften
Die Dämmrung öd' und grau;
Doch schwillt von süßern Düften
Die Blüt' im nächt'gen Thau.

Wol kehrt das Vöglein nimmer,
Das einst sein Lied dir sang;
Doch hört dein Herz noch immer
Den wundersüßen Klang.

Wer Schönes je empfangen,
Dem bleibt es ewig nah;
Doch ewig muß verlangen,
Wer nie das Schöne sah.

Hätt' ich dich nie gesehen,
Dann müßte bald mein Herz
In Sehnsuchtsqual vergehen;
Jetzt lebt es durch den Schmerz.

Am 16. November 1813.

Was siehst du mich so hold und mild
Mit hellen Blicken an,
Daß mir das Herz von Sehnsucht schwillt
Und nimmer rasten kann?

So zittert, wenn die Woge ruht,
Im Meer das Sternenlicht,
Und liebend wallt und steigt die Flut,
Und doch erhascht sie's nicht.

O wend' ihn ab, den holden Stern,
Schon duld' ich ja genug!
Das schwache Herz betrügt sich gern,
Und bitter schmerzt der Trug.

Schwärmt nicht das Bienchen oft hinaus
Beim ersten Frühlingsblick?
Doch schnell verweht's im Sturmgebraus
Und kehret nie zurück.

Und wehe! Doch ertrüg' ich's nicht,
Sollt' ich dich finster sehn.
O lächle nur! Wenn's Herz auch bricht,
Der Trug ist gar zu schön.

Am 1. Jannar 1814.

Wol hab' ich dir mit leisem Ton
Manch zart empfundnes Lied gesungen,
Doch nie des Liedes süßen Lohn,
Der Minne Lächeln mir errungen.
Drum seufz' ich oft mit stillem Schmerz:
Verstummt, verstummt, ihr goldnen Saiten,
Denn ach, der Liebsten kaltes Herz
Kann eure Klänge doch nicht deuten!

Doch nah' ich dir, du holdes Bild,
Und sitze still zu deinen Füßen
Und sehe, wie so wundermild
Mich deine klaren Blicke grüßen,
Und wie der Unschuld keuscher Kranz
Und wie die Blüten alles Schönen
Dein Angesicht mit reinem Glanz,
Mit heil'gem Schmuck dein Leben krönen,

Dann schwillt mein Herz von süßer Lust
Und kann's nicht bergen, nicht enthalten,
Und bunt beginnt in tiefer Brust
Der Bilder holdes Reich zu walten,
Und was dein Mund, dein Auge spricht,
Tönt lieblich mir im Herzen wieder,
Und deiner Strenge denk' ich nicht
Und denke nur auf zarte Lieder.

Dein Aug' ist meine Phantasie,
Dein Athem gibt mir Mild' und Feuer,
Dein Wort mir Klang und Harmonie,
Dein Wangenroth der Anmuth Schleier.
O wollte nur der Genius
Der Liebe meinem Leben lachen,
Dann könnte leicht dein süßer Kuß
Den Sänger noch unsterblich machen!

Am 3. Januar 1814.

Du zarte Ros' im Morgenthau,
Du blühst so still auf weiter Au
Und läßt von keinem dich berühren,
Und immer willst du einsam stehn
Und, nur für dich so frisch und schön,
Den Kranz der Liebe nimmer zieren.

Du liebst den hellen Mai allein,
Das Morgenroth, den Sonnenschein,
Den Frühlingswind, das Licht der Quelle,
Und schaust, vom duft'gen Laub verhüllt,
Dein Bild allein, dein keusches Bild,
Im sanft bewegten Glanz der Welle.

Wol schleicht der Schäfer bang und fern
Und sieht zum holden Purpurstern
So still, so sehnsuchtsvoll hinüber;
Du duftest fort im Sonnenlicht
Und achtest sein Verlangen nicht,
Und Bien' und Vöglein sind dir lieber.

O Rose, Rose, Frühlingsbraut,
Wer hat so reizend dich gebaut
Und Perlen auf dich ausgegossen?
Wer hat den Duft dir eingehaucht
Und dich in Morgenglut getaucht
Und doch der Liebe dich verschlossen?

Wol hat dein Hochmuth mich betrübt;
Doch selig ist, wer Schönes liebt.
Drum kann ich nimmer von dir scheiden
Und will mir stille Lauben baun
Und fern zu dir hinüberschaun. —
Sprich, stolzes Röslein, willst du's leiden?

Am 4. Jannar 1814.

Sonnig lacht der helle Mai,
Flüchtig rinnt der Quell vorbei,
Und von Blumen prangt die Weide;
Ueppig blüht die ein' empor,
Und die andre schaut hervor
Schüchtern aus dem grünen Kleide.

Also sendet mild und rein
Ihren lauen Sonnenschein
In das Herz die Liebe nieder,
Und in sehnsuchtsvoller Brust
Wechseln flüchtig Leid und Lust,
Ewig keimen neue Lieder.

Welkt, ihr Blumen, gern dahin,
Denn euch grüßt die Schäferin
Freundlich im Vorüberwallen.
Lieder, fordert keinen Dank,
Wenn auch nur Minuten lang
Meiner Liebsten ihr gefallen.

Am 5. Jannar 1814.

Wenn der junge Mai erschienen,
Wird die Blume wieder wach,
Und die Welle spielt im Bach
Und der Schmetterling im Grünen,
Vöglein singen hellen Sang,'
Minnekosen, Minnedank
Von der Liebsten zu verdienen.

Süße Liebe, süßes Leben,
Fröhlich war dein Glanz und Schall,
Und ich bat die Nachtigall,
Lied und Schwingen mir zu geben,

Um mit bunten Vögelein
Durch die Lüfte, durch den Hain
Singend auf und ab zu schweben.

Schlummert nun, ihr öden Haine,
Schmücke dich nicht mehr, o Flur;
Denn die Lust bewegt mich nur,
Daß ich stille Thränen weine.
Und wol fragt manch liebend Herz
Nach des Sängers tiefem Schmerz;
Doch ihn kennt und heilt nur Eine.

Mild und freundlich ist sie immer,
Und doch kalt und ungerührt,
Und was Schönen nur gebührt,
Das begehrt die Schöne nimmer. —
Liebe, reichst mir schlimmen Dank,
Leben, bist im Schmerz so bang
Und so kurz im Sonnenschimmer!

Am 6. Januar 1814

Alles, wo ich weil' und gehe,
Muß Verlangen mir erregen,
Ewig ist von süßem Wehe
Mir die volle Brust erfüllt,
Und du kommst auf allen Wegen
Mir entgegen,
Holdes Bild.

Flieh' ich dich, so muß ich leiden,
Leiden, wenn ich dich erblicke,
Immer zwischen Sehn und Meiden
Schwankt mein Herz im raschen Streit,
Und mir naht, wohin ich blicke,
Leid im Glücke,
Glück im Leid.

Wenn ich still auf Lieder sinne,
Scheinst du hold mit mir zu scherzen,
Und ich ruh' im Wahn der Minne
Selig dann an deiner Brust.
Flieh, o Traum, du bringst dem Herzen
Lange Schmerzen,
Kurze Lust!

Wogend zwischen Freud' und Kummer,
Schweb' ich wie im Meer der Nachen,
Und ich wünsche nun den Schlummer,
Und zu wachen wünsch' ich nun.
Soll ich weinen, soll ich lachen?
Soll ich wachen
Oder ruhn?

Wollt' ich aus dem Leben scheiden,
Schwiegen wol die wilden Triebe;
Doch zu missen Lust und Leiden,
Ist dem Herzen kein Gewinn.
Sei du freundlich oder trübe,
Süße Liebe,
Nimm mich hin!

Am 7. Januar 1814.

Wie im Lenz an blühnden Zweigen
Immer junge Knospen keimen,
So entsprießt mit ew'gem Drange
Mir im Busen Lied auf Lied.
Singen oder ewig schweigen,
Sterben muß ich oder träumen,
Weil im Traum nur und Gesange
Mein verwelktes Leben blüht.

Wild von Stürmen fortgetrieben,
Schweift der Schiffer hin und wieder,
Treibt verirrt von Strand zu Strande
Unter fremdem Volk umher.

Und er denkt der fernen Lieben,
Singt der Heimat holde Lieder;
Von des Schiffes hohem Rande
Schaut er still hinaus ins Meer.

Und er sieht im Schaum der Wellen
Seiner Heimat Blumen sprießen;
Lauer weht der Wind und milder,
Und der Tiefe Zürnen ruht,
Und ihn scheint der Woge Schwellen
Mit verwandtem Ton zu grüßen,
Und der Lieben ferne Bilder
Lächeln aus der hellen Flut.

Hat in ihren Zauberkreisen
Liebe nicht mein Herz erzogen?
Irr' ich nicht auf wilden Meeren
Fern von ihrem sel'gen Hain?
Trauernd mit den alten Weisen
Such' ich jetzt den Zorn der Wogen,
Hold mich täuschend, zu beschwören,
Glücklich, ach, im Traum allein!

Am 8. Januar 1814.

Die Blume.

O Quell, was strömst du rasch und wild
Und wühlst in deinem Silbersande,
Und drängst, von weißem Schaum verhüllt,
Dich schwellend auf am grünen Rande?
O riesle, Quell,
Doch glatt und hell,
Daß ich, verklärt von zartem Thaue,
Mein zitternd Bild in dir erschaue!

Der Quell.

O Blume, kann ich ruhig sein,
Wenn sich dein Bild in mir bespiegelt,
Und wunderbare Liebespein
Mich bald zurückhält, bald beflügelt?
Drum streb' ich auf
Mit irrem Lauf
Und will mit schmachtendem Verlangen,
Du Zarte, deinen Kelch umfangen.

Die Blume.

O Quell, ich stehe viel zu fern,
Du kannst dich nie zu mir erheben;
Doch freundlich soll mein Blütenstern
Auf deiner heitern Fläche beben.
Drum riesle hin
Mit stillem Sinn!
Süß ist's, im Busen ohne Klagen
Der Liebsten keusches Bild zu tragen.

Der Quell.

O Blume, Rath und Trost ist leicht,
Doch schwer ist's, hoffnungslos zu glühen;
Wenn auch mein Kuß dich nicht erreicht,
So muß ich ewig doch mich mühen.
Ein Blatt allein
Laß du hinein
In meine wilde Tiefe fallen!
Dann will ich still vorüberwallen.

Am 9. Januar 1814.

Heimlich aufgeregten Wogen
Gleich' ich, wenn bei Windesstille
Dumpf die schwarzen Tiefen zürnen,
Und vom Schaum die Fläche bebt,
Aber du dem Himmelsbogen,
Der in dunkelblauer Hülle,
Hell von leuchtenden Gestirnen,
Ruhig ob den Fluten schwebt.

Ich dem düstern Luftgefilde,
Wenn, von Wettergraun umnachtet,
Schweigend zum verhüllten Thale
Sturm und Wolke niederdräut,
Du dem lichten Sonnenbilde,
Das den finstern Feind nicht achtet
Und mit einem heitern Strahle
Siegend seine Nacht zerstreut.

Doch nicht ewig lacht die Helle
Segnend von den blauen Höhen,
Wilder tobt des Sturmes Zürnen,
Wenn der goldne Strahl verglimmt.
Ach, wer schützt mich vor der Welle,
Vor des Windes rauhem Wehen,
Wenn den rettenden Gestirnen
Fern mein irrer Nachen schwimmt?

Am 11. Januar 1814.

Dicht von blühndem Hag umkränzet
Weiß ich einen Zauberhain;
Alles Schöne sprießt und glänzet
Dort im lieblichen Verein;
Was auf freier Flur entkeimte,
Was das Gartenbeet erzieht,
Was ich sah und was ich träumte,
Ist verbunden dort entblüht.

Wunderbare Pfade winden
Durch den Hain sich hin und her,
Und ich kann das Ziel nicht finden,
Weiß den Anfang nimmermehr;
Und doch scheint, so sehr ich staune
Bei des Pfades Neckerein,
Alles ohne Kunst und Laune,
Alles schlicht und recht zu sein.

Süße Lieder hör' ich klingen
Aus dem grünen Labyrinth,
Sehe frische Quellen springen,
Athme leichten Frühlingswind;
Bald erglänzt im Lichtgefunkel
Bunt und fröhlich Wies' und Flur,
Bald empfängt im Hainesdunkel
Dich der Träume leise Spur.

Freundlich geht und sinnig waltet
In dem Hain die Zauberin;
Zierlich, zart und schön gestaltet
Alles sich nach ihrem Sinn.
Ihre Blumen zu erfrischen,
Weilt sie bald am klaren Bach,
Und bald jagt sie in den Büschen
Bunten Schmetterlingen nach.

Spähend irr' ich hin und wieder,
Harre lauschend an der Thür,
Singe manche leise Lieder,
Dicht' und träume nur von ihr;
Denn es ist gar hell und fröhlich
In dem duft'gen Zauberhain,
Und ich würde wunderselig
Bei der schönen Huldin sein.

Und sie öffnet wol die Pforte,
Schaut heraus mit milder Ruh,
Sendet manche holde Worte,
Manchen lieben Blick mir zu;
Doch den Wunsch, wonach ich trachte,
Hört die Strenge nimmer an,
Und je süßer sie mir lachte,
Desto bittrer wein' ich dann.

Läßt sie mich auch ewig leiden
Und mich weinen spät und früh,
Dennoch kann ich nimmer scheiden,
Ach, und zürnen kann ich nie;
Denn es wohnt in ihrer Schöne
Eine wunderbare Kraft,
Die zum Lächeln selbst die Thräne,
Und den Schmerz zur Hoffnung schafft.

Am 13. Januar 1814.

Wenn ich still an deinen Blicken hange,
Quillt in mir ein wunderbares Leben,
Und der Träume bunte Geister spielen
Um mich her im zauberischen Tanz.
Wie die Tön' im goldnen Harfenklange
Leis' und laut sich ineinander weben,
So verflicht von wechselnden Gefühlen
Hell und dämmernd sich der holde Kranz.

Liebesküsse beut mir dann mein Sehnen,
Und in meinem Arme ruht mein Hoffen,
Was ich träumte, steigt vom Himmel nieder,
Aus dem Grab ersteht, was ich verlor,
Und es ist die Bahn zu allem Schönen
Und des Sieges goldnes Thor mir offen,
Und es strebt mit mächtigem Gefieder
Muthig der erlöste Geist empor.

Ach, in deines Blickes heil'gem Quelle
Seh' ich alle sel'ge Geister walten:
Was zum kühnen Wunsch das Herz beflügelt,
Was des Herzens kühne Wünsche stillt.
So erzittern in bewegter Welle
Rasch des Ufers blühende Gestalten,
Doch in unerforschter Tiefe spiegelt
Ruhig sich des Himmels heitres Bild.

Am 15. Januar 1814.

Schön ist es, dort, wo kühne Adler bauen,
Auf hohem Fels mit stiller Kraft zu stehn
Und unverzagt durch finstres Wolkengrauen
Und durchs Gebiet des Blitzes hinzugehn;
Doch lieblich auch, zu ruhn auf weichen Auen
Am leisen Quell, in linder Lüfte Wehn,
Und Lust und Leid des Lebens zu empfinden
Und Kränze sich, die schnell verblühn, zu winden.

So kann nicht stets mit ernsten Harfentönen
Der Sänger sich den hohen Musen nahn;
Gern folgt er oft des Herzens weicherm Sehnen
Und wandelt still auf duft'ger Wiesenbahn,
Mit zartem Schmuck der Liebsten Bild zu krönen,
Im süßen Traum das Leben zu umfahn,
Mit leiserm Klang das Schöne zu begrüßen
Und Lust und Leid in Liedern zu ergießen.

So hab' ich jetzt in unbelauschten Stunden,
Wo lächelnd mir ein holdes Bild erschien,
Den Blumenkranz der Lieder dir gewunden,
Die leicht entstehn, kurz duften, bald verblühn.
Nicht prangt, was rasch das glühnde Herz empfunden,
Im ew'gen Schmuck von frischem Immergrün;
Aufwallend will's im Liede widerhallen
Und flüchtig nur, solang' es klingt, gefallen.

Wol kräuseln sich die leicht bewegten Fluten,
Und irrend schweift der Strahl im Wogentanz;
Doch wenn vom Spiel die glatten Wellen ruhten,
Dann lacht im Meer der Sonne stiller Glanz.
So zähm' ich jetzt des Herzens rasche Gluten
Und blick' empor zum nie verblühnden Kranz.
Wol ist es schwer, dem Spiele zu entsagen,
Doch herrlich auch, Unsterbliches zu wagen.

Und lauter soll die Harfe wieder klingen,
Durch Licht und Nacht, durch Kampf und Lust und Leid
Will ich getrost den steilen Pfad vollbringen,
Dem Liebe mich, dem mich der Tod geweiht.

Schon rauscht und naht mit seinen leichten Schwingen
Das sel'ge Bild, das mir die Palme beut.
Du lächle mild herab auf meine Töne,
Daß euch und mich der ew'ge Lorber kröne!

Am 16. Januar 1814.

Jüngst berief ich meine Lieder,
Und sie flatterten herbei,
Schwebten singend auf und nieder,
Spielten, flogen hin und wieder,
Wie der Bienen Schwarm im Mai.
Und ich sagte: Fliegt und nistet,
Singt und tändelt, wo's euch lüstet,
Lieder, geht, ich geb' euch frei!

Lange hab' ich euch gehalten,
Meine Liebste zu erfreun;
Doch ihr werdet von der Kalten
Nimmermehr den Dank erhalten,
Nimmer frei und fröhlich sein.
Nun so flieht und flattert weiter!
Ewig hell und ewig heiter
Ist der duft'ge Musenhain.

Doch sie schienen still zu klagen,
Fühlten weder Lust noch Dank,
Und vor Wehmuth und vor Zagen
Konnte keins ein Wörtchen sagen,
Jedes seufzte leis' und bang;
Und sie neigten ihr Gefieder,
Senkten still das Köpfchen nieder
Ohne Sang und ohne Klang.

Und nur eines spannte dreister
Bittend seine Flügel aus:
Laß doch, sang es, lieber Meister,
Nicht die armen kleinen Geister

Irren ohne Pfleg' und Haus!
Treib' uns doch von unsern Rosen
Nimmer in den blätterlosen,
In den wilden Hain hinaus!

Kannst du Schönes wol uns zeigen,
Was die Liebe nicht erzieht?
Ach, wo ihre Lüfte schweigen,
Fällt das Laub von allen Zweigen,
Und der Blumen Kelch verblüht.
Traurig stehn die grünen Hallen,
Und es fliehn die Nachtigallen,
Wenn der frische Lenz entflieht.

Schwärmen auch in blühnden Hainen
Unsre Brüder groß und klein,
Schöner wird es uns erscheinen,
Bei der Schönen, bei der Reinen,
Bei der Freundlichen zu sein.
Blickt die Lieb' auch streng und trübe,
Lieb' ist Leben, Leben Liebe,
Und der Freie wohnt allein.

Schwindet nicht der Morgenschimmer,
Schweigt das laue Säuseln nicht?
Ihre Augen leuchten immer,
Glut und Milde scheiden nimmer
Aus dem keuschen Angesicht.
Mag sie nie den Dank uns geben,
Laß uns spielen, laß uns leben
In dem warmen Sonnenlicht!

Nun so flattert hin und wieder
Um die schöne Zauberin!
Bald versengt ihr, arme Lieder,
Euch das luftige Gefieder,
Und verklungen sinkt ihr hin.
Süßen Tod sollt ihr erwerben;
Für der Liebsten Lust zu sterben,
Ist der freundlichste Gewinn.

Der Blumenkranz.

Am 17. Februar 1814.

Hold windet sich der bunte Schmuck zum Kranze,
Ein Blümchen muß des andern Reiz erhöhn,
Entfaltet lacht die Blüt' im milden Glanze,
Die Knospe strebt zum Licht emporzusehn.
Ein duft'ger Geist umsäuselt zart das Ganze,
Doch jeder Kelch bewahrt das eigne Wehn,
Und zierlich ruht der Kranz in heller Schale
Und lächelt, daß er lächelnd wiederstrahle.

So freundlich hat in deinem zarten Leben
Ein jeder Schmuck des Schönen sich enthüllt;
Vollendung scheint der Reiz dem Reiz zu geben,
Durch Harmonie des Wechsels Streit gestillt.
Und tausend Farben seh' ich lieblich schweben,
Aus allen taucht ein einz'ges schönes Bild,
Und leuchtend blickt im heiteren Gemüthe
Der Wahrheit Glanz selbst aus des Traumes Blüte

Am 7. März 1814.

Hoch auf Felsen möcht' ich klimmen,
Wo die Wolken nächtlich thronen,
Und von bleichem Duft umwoben
Fern des Lebens Bild erblaßt.
Ueber Ströme möcht' ich schwimmen,
Möcht' in dunkeln Wüsten wohnen
Und durch Nacht und Sturmestoben
Wandeln ohne Ruh und Rast.

Nur der Bilder rasches Walten
Kann den innern Sturm beschwören;
Und doch zieht's mich in die Stille
Zu des Herzens Kampf zurück.

Denn ich zage zu erkalten,
Mag die Glut mich auch verzehren;
Was mich täuscht, das ist mein Wille,
Was mich quält, mein einz'ges Glück.

Schmerzlich tracht' ich nach dem Schönen,
Weil ich Schönes lieb' im Herzen;
Doch das Schöne läßt mich zagen,
Weil ich ewig fern ihm bin.
Ew'ge Täuschung, ew'ges Sehnen,
Bange Lust und bittre Schmerzen,
Furcht und Hoffnung, Fliehn und Wagen,
Zarte Lieb' ist dein Gewinn.

Weh, die Nacht ist ohne Sterne,
Ohne Farb' und Licht der Morgen,
Und kein Leben gibt das Wachen,
Und der Schlummer keine Ruh.
Und so treib' ich durch die Ferne
Auf dem Meer entzweiter Sorgen,
Steuerlos im morschen Nachen,
Trügerischen Küsten zu.

Und ich achte nicht der Wellen,
Suche nicht der Noth zu wehren,
Weil ein einziger Gedanke
Tödtend meine Kraft umflicht.
Mag der schwache Kahn zerschellen,
Mag er heim zum Ufer kehren,
Tod, ich zittre nicht; ich danke,
Glück, dir deine Rettung nicht!

Jägerlied.

Moorburg, den 8. April 1814.

Was blitzt in den Büschen so hell, was schallt
In dem grünen Gehege so munter?
Was zieht hervor aus dem dunkelen Wald
Und fern von den Bergen herunter?

Wir sind die Jäger, wir ziehn von Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus,
Zum Krieg,
Zum Sieg
Und zum Siegesschmaus.

Von dem lustigen Harzwald kommen wir her,
Wo nach Gold und nach Silber sie graben;
Uns frommet das Gold und das Silber nicht mehr,
Nur die Freiheit wollen wir haben.
Drum ließen wir andern den thörichten Wahn
Und haben mit Eisen uns angethan;
Nur das Schwert
Hat Werth
Auf der blutigen Bahn.

Schön ist's, zu lieben, zu trinken schön,
Schön ist's, zu schlummern im Grünen;
Doch fröhlicher ist's, in der Schlacht zu stehn
Und sich Beut' und Kranz zu verdienen.
Hell lodert wie Liebe des Kampfes Glut,
Und wo viele schlummern, da schläft sich's gut;
Und es trinkt,
Wer sinkt,
Sei's Wein, sei's Blut.

Oft haben wir wol in der dunkeln Nacht
Bei Stürmen und Regenschauern
Hoch auf dem Fels und in Schluchten gewacht,
Um das streifende Wild zu belauern.
Jetzt ziehen wir muthig im Sonnenlicht
Und sehen dem Feind in das Angesicht;
Sei's Jagd,
Sei's Schlacht,
Uns kümmert's nicht.

Mag fliehen der Feige durch Wald und Feld,
Wenn die stärkere Zahl ihn bestreitet;
Wo das Wild uns in Scharen entgegenprellt,
Da wird was Rechtes erbeutet.

Und wenn auch unzählig der Feind uns droht,
Uns blitzt aus den Händen der sichere Tod;
Ein Knall,
Ein Fall,
Das ist Jägergebot.

Drum haltet zusammen und stehet fest,
Der eine den andern zu decken.
Wenn nur vom Freunde der Freund nicht läßt,
Kann wenig der Feind uns erschrecken.
Doch steht dein Nam' auf dem tödlichen Blei,
So fliegt dir auch nimmer die Kugel vorbei;
Vom Freund,
Vom Feind,
Es ist einerlei.

Denn der größte Jägersmann ist der Tod,
Der will an der Lust nur sich laben;
Wol färbt er mit Blute die Heide roth,
Doch die Beute läßt er den Raben.
Und er saust und braust mit Sturmes Gewalt
Hoch über die Berg' und über den Wald;
Und es bebt,
Was lebt,
Wenn sein Jagdhorn schallt.

Doch was frommt's, vor dem mächtigen Jäger zu fliehn,
Der nimmer vorübergeschossen?
Viel rühmlicher ist es uns, mitzuziehn,
Dem Starken als starke Genossen.
Und wenn er auf uns den Bogen spannt,
Wer kühn ihm das Angesicht zugewandt,
Der fällt
Als Held
Von des Helden Hand.

Am 28. April 1814.

Ihr Sternlein, still in der Höhe,
Ihr Sternlein, spielend im Meer,
Wenn ich von ferne daher
So freundlich euch leuchten sehe,
So wird mir von Wohl und Wehe
Mein Busen so bang und schwer.

Es zittert von Frühlingswinden
Der Himmel im flüssigen Grün;
Manch Sternlein sah ich entblühn,
Manch Sternlein sah ich entschwinden;
Doch kann ich das schönste nicht finden,
Das früher dem Liebenden schien.

Nicht kann ich zum Himmel mich schwingen,
Zu suchen den freundlichen Stern,
Stets hält ihn die Wolke mir fern.
Tief unten da möcht' es gelingen,
Das friedliche Ziel zu erringen,
Tief unten da ruht' ich so gern.

Was wiegt ihr im laulichen Spiele,
Ihr Lüftchen, den schwankenden Kahn?
O treibt ihn auf rauherer Bahn
Hernieder ins Wogengewühle!
Laßt tief in der wallenden Kühle
Dem lieblichen Sterne mich nahn.

Misburg.

Den 20.—21. Mai 1814.

1.

Du stilles Dach, von Rebenlaub umstrickt,
Du Wiesengrün, bekränzt mit schlanken Bäumen,
Du Hain, so reich an Liedern und an Träumen,
Wie fühl' ich mich von euerm Bild erquickt!

Wie aus dem Meer das blühnde Eiland blickt,
Um dessen Strand die wüsten Wogen schäumen,
So hebt ihr euch empor aus öden Räumen,
Mit jedem Reiz des Frühlings ausgeschmückt.
Was Holdes je der Zufall dort geboren,
Die Nachtigall, die bunten Schmetterlinge,
Der laue West, das duftende Gesträuch,
Das alles hat sich euern Schutz erkoren,
Und liebend deckt mit mütterlicher Schwinge
Die Anmuth jetzt ihr neugeschaffnes Reich.

2.

Von alten Sängern hat man uns gesungen,
Die Steine selbst mit holdem Klang entzückt
Und Wald und Höhn, dem festen Grund entrückt,
Mit süßer Macht in ihren Kreis gezwungen.
So ist auch euch ein Wunder hier gelungen:
Die Wüste steht mit Blumen jetzt geschmückt,
Und wo sich Dorn und Distel sonst verstrickt,
Ist eurer Hand ein Paradies entsprungen.
Und keiner naht dem seligen Gebiet,
Den plötzlich nicht das Zauberband umwindet
Und hin zu euch in freud'ge Kreise zieht,
Bis aller Gram aus seiner Brust entschwindet,
Und süß getäuscht das staunende Gemüth,
Was er verlor, verschönert wiederfindet.

3.

Wie flimmerst du durch diese Blätterhallen,
O Abendstern, so friedlich und so rein!
Wie freundlich weckt dein grün umkränzter Schein
Zum leisen Lied die holden Nachtigallen!
So durft' ich einst in deinem Schimmer wallen,
Holdsel'ge Lieb', im grünen Hoffnungshain;
So ließ auch ich von deiner süßen Pein,
Von deiner Lust manch zartes Lied erschallen.
Jetzt ist dein Stern mit Wolken ganz umhüllt,
Erblichen sind die glänzenden Gestalten,
Verwelkt das Laub in deinen duft'gen Hainen;
Doch tröstend läßt der sel'gen Tage Bild
Die Freundschaft hier mit anmuthvollem Walten
Noch einmal mir im frühsten Glanz erscheinen.

4.

Hier, wo so dicht zum stillen Blätterdach
Die Lindenzweig' am Fenster sich verweben,
Hier fällt ein Strahl auf mein verblühtes Leben
Und ruft mein Herz aus düstern Träumen wach.
Wol wird hier noch im freundlichen Gemach,
Wo ihrer Hand Gebilde mich umgeben,
Der zarte Geist der holden Freundin schweben
Und mich umwehn mit leisem Flügelschlag.
Kann so der Freundin Spur mich hier beglücken,
So find' ich auch zu jenen fernen Höhen,
Zu jener, die ich liebe, leicht die Bahn.
Wo sich vom Lenz die Blumen bräutlich schmücken,
Wo Sterne ziehn und Sonnen auferstehn,
Wo Liebe weht, da muß auch sie mir nahn.

5.

Wie singt es hier von süßen Nachtigallen!
Wie rauscht der Hain, der still das Dach umzieht!
Wie lieblich scheint durch dieses Lustgebiet
Lebend'ge Freud' und sel'ge Ruh zu wallen!
Und drinnen hör' ich hell die Saiten schallen,
Von Geist und Lippe weht manch holdes Lied,
Von Blumen sind die grünen Wänd' umblüht,
Und zierlich schmückt manch zartes Bild die Hallen.
Und, halb verhüllt vom Schmuck des Friedens, glänzt
Manch kühn Geräth zur Jagdlust und zum Kriege,
Und Feindesraub, mit tapfrer Hand errungen.
O edles Haus, wie bist du reich bekränzt!
Wie friedlich hat für Liebe, Kunst und Siege
Sich Palme, Myrt' und Lorber hier verschlungen!

6.

O nehmt mich auf in euern sel'gen Frieden!
O laßt bei euch nach mancher bittern Pein
Mein wundes Herz vergessen und verzeihn,
Was ihm das Los genommen und beschieden!
Ach, ihr nur seid mir freundlich noch hienieden.
Als mir das Glück den letzten Sonnenschein
Der Lust geraubt, da habt nur ihr allein
Den finstern Gast, den Kranken, nicht gemieden.

Wie stehn doch Freud' und Schmerz sich sonst so fern!
  Der heitre Sinn liebt lächelnde Gestalten
  Und wählt zum Schmuck die reichsten Blüten gern,
Nur ihr habt auch die welken liebbehalten;
  Wol wird durch euch ihr längst erloschner Stern
  Von neuem sich zum freud'gen Glanz entfalten.

7.

Um die ich viel gefleht, gewagt, gestritten,
  Die Liebe hat mich streng und kalt verbannt
  Und nie gefühlt, was ich für sie gelitten,
  Was ich für sie vollendet, nie erkannt.
Doch die ich nie verdient durch That noch Bitten,
  Zu der mein Herz sich nie getrieben fand,
  Die Freundschaft kommt von selbst herangeschritten
  Und beut mir hold die oft verschmähte Hand.
So meiden wir, vom falschen Wahn verblendet,
  Das Glück, das treu auf unsern Spuren zieht,
  Und folgen dem, das stolz sich von uns wendet;
Und fliehend stets und suchend, was entflieht,
  Hat oft der Geist die kurze Bahn vollendet,
  Noch eh' er fand, was ihm so nah' geblüht.

8.

Noch fühl' ich lau des Lenzes Athem wehen,
  Noch wölbt sich hier der Himmel blau und mild,
  Noch seh' ich rings, von blühndem Schmuck umhüllt,
  Gebüsch und Hain in sel'ger Schönheit stehen.
So will ich jetzt auf immer von dir gehen,
  Du friedlich Haus, du liebliches Gefild;
  So will ich stets dein anmuthvolles Bild
  In ferner Zeit vor meinem Geiste sehen.
Du, wo ich Ruh' und wo ich Freude fand,
  Nicht läßt du arm den irren Pilger ziehen
  Aus deinem Schooß ins lieblos fremde Land;
Du schmückst ihm hold mit süßen Phantasieen
  Den öden Pfad, bis an des Grabes Rand
  Die Dornen einst, worauf er ging, entblühen.

Im Walde hinter Falkenhagen.

Am 22. Julius 1814.

Ich wandre über Berg und Thal
Und über grüne Heiden,
Und mit mir wandert meine Qual,
Will nimmer von mir scheiden.
Und schifft' ich auch durchs weite Meer,
Sie käm' auch dort wol hinterher.

Wol blühn viel Blumen auf der Flur,
Die hab' ich nicht gesehen;
Denn eine Blume seh' ich nur
Auf allen Wegen stehen.
Nach ihr hab' ich mich oft gebückt,
Und doch sie nimmer abgepflückt.

Die Bienen sumsen durch das Gras
Und hängen an den Blüten;
Das macht mein Auge trüb' und naß,
Ich kann mir's nicht verbieten.
Ihr süßen Lippen, roth und weich,
Wol hing ich nimmer so an euch!

Gar lieblich singen nah' und fern
Die Vögel auf den Zweigen;
Wol säng' ich mit den Vögeln gern,
Doch muß ich traurig schweigen;
Denn Liebeslust und Liebespein,
Die bleiben jedes gern allein.

Am Himmel seh' ich flügelschnell
Die Wolken weiter ziehen;
Die Welle rieselt leicht und hell,
Muß immer nahn und fliehen;
Doch haschen, wenn's vom Winde ruht,
Sich Wolk' und Wolke, Flut und Flut.

Ich wandre hin, ich wandre her
Bei Sturm und heitern Tagen,
Und doch erschau' ich's nimmermehr
Und kann es nicht erjagen.
O Liebessehnen, Liebesqual,
Wann ruht der Wanderer einmal?

Auf dem Berge vor Hohlungen.

Den 22. Julius 1814.

Erklommen ist die steile Höhe,
Ich schau hinab ins ferne Land,
Und alles ist, so weit ich sehe,
Mir hold und heimisch und bekannt.
Fast wollt' ich jeden Berg dir sagen
Und jede Wiese, jedes Thal,
Wo ich mit ihr in frühen Tagen
Mich einst erging in Lust und Qual.

Wie zog ich doch so manche Stunden
Im dichten Haine hin und her
Und wähnte ganz mein Ziel verschwunden
Und traute keinem Pfade mehr!
Und dennoch hat auf irren Spuren
Durch viel verschlungne Waldesnacht,
So nah den wohlbekannten Fluren,
Der Pfad zum Ziele mich gebracht.

O süße Liebe, dürft' ich ahnen,
Daß endlich für die lange Treu
Mir nach so manchen dunkeln Bahnen
Dein sel'ges Ziel beschieden sei,
Dann wollt' ich ohne Thrän' und Klage
Durch deine rauhen Wüsten gehn
Und muthig in der Nacht dem Tage,
Im Sturm der Ruh' entgegensehn.

Bodungen.

Den 23. Julius 1814.

Wie wachst du doch so schön und mild,
O Liebe, die dein Arm umfangen!
Wie freundlich lacht dein holdes Bild
In Blick und Mund, auf Stirn und Wangen!
Wie ist ihr Herz so weich und weit,
Wie selten ist ihr Auge trübe!
Wie schmückst du Thränen selbst und Leid!
Wie wachst du doch so schön, o Liebe!

Nur Eine flieht und meidet dich
Und bebt vor deinen süßen Sorgen.
Wol ist sie schön genug für sich
Und braucht nicht fremden Schmuck zu borgen;
Doch mich ergreift ein tiefer Schmerz,
Seh' ich so hold dich glühn und blühen,
Und leise seufzt mein trauernd Herz:
Wie darf die Eine doch dich fliehen?

Auf der Bruck.

Den 25. Julius 1814.

Frisch trabe sonder Ruh und Rast,
Mein gutes Roß, durch Nacht und Regen!
Was scheust du dich vor Busch und Ast
Und strauchelst auf den wilden Wegen?
Dehnt auch der Wald sich tief und dicht,
Doch muß er endlich sich erschließen,
Und freundlich wird ein fernes Licht
Uns aus dem dunkeln Thale grüßen.

Wol könnt' ich über Berg und Feld
Auf deinem schlanken Rücken fliegen
Und mich am bunten Spiel der Welt,
An holden Bildern mich vergnügen.
Manch Auge lacht mir traulich zu
Und beut mir Frieden, Lieb' und Freude,
Und dennoch eil' ich ohne Ruh
Zurück, zurück zu meinem Leide.

Denn schon drei Tage war ich fern
Von ihr, die ewig mich gebunden,
Drei Tage waren Sonn' und Stern
Und Erd' und Himmel mir verschwunden.
Von Lust und Leiden, die mein Herz
Bei ihr bald heilten, bald zerrissen,
Fühlt' ich drei Tage nur den Schmerz,
Und ach, die Freude mußt' ich missen!

Drum trabe muthig durch die Nacht.
Und schwinden auch die dunkeln Bahnen,
Der Sehnsucht helles Auge wacht,
Und sicher führt mich süßes Ahnen.
Weit sehn wir über Land und See
Zur wärmern Flur den Vogel fliegen,
Wie sollte denn die Liebe je
In ihrem Pfade sich betrügen?

Am 16. October 1814.

Viele wollen mir gefallen,
Folgen meiner Laun' und Sitte,
Bieten, eh' ich noch gesungen,
Kränze, Strauß und Band mir schon;
Doch nur Eine unter allen,
Die ich nimmermehr erbitte,
Hat mein ganzes Herz bezwungen
Ohne Dank und ohne Lohn.

Fruchtlos red' ich und erzähl' ich,
Selten lacht sie, lobt mich nimmer,
Und die Lieder, die ich singe,
Sind mein einziger Gewinn;
Und doch geb' ich minneselig
Für den schwächsten Sonnenschimmer,
Den ich mir von ihr erringe,
Kränze, Strauß und Bänder hin.

Wenn man morgen mich begrübe,
Ging' es ihr wol kaum zu Herzen;
Trüg' ich morgen goldne Kronen,
Nähme sie's wol kaum in Acht.
Liebe, böse, süße Liebe,
Ach, wie grausam kannst du scherzen!
Und doch muß ich stets dir lohnen,
Was mich nimmer glücklich macht.

Glosse.

Am 23. October 1814.

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu hoffen und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

Was verzagst du, trauerndes Gemüth,
Bildest stets zum Leid dir neue Leiden?
Armes Herz, da dich die Liebe flieht,
Willst auch du die Liebe zürnend meiden?
Was dich tief und mächtig einst erfüllt,
Halt' es fest in Leiden und in Schmerzen.
Jeder Gram, den dir die Zeit verhüllt,
War ein heil'ger Schmuck in deinem Herzen.

Kann der Blinde wol von Farb' und Glanz,
Kann vom Klang der Taubgeborne träumen?
Was du ahnst, das täuscht dich nimmer ganz;
Wort gehalten wird in jenen Räumen.

Doch auch hier soll nie der Geist verzagen,
Soll getrost in jedem Kampfe stehn;
Herrlich ist's, ein großes Leid zu tragen,
Göttlich ist's, in Liebe zu vergehn.
Kalt und todt und deutungslos entschwindet
Jedes Bild der unbewegten Brust;
Nur der Gott, der in uns wohnt, empfindet
Tiefen Schmerz und wunderbare Lust.
Wird auch nie das Kleinod dir beschieden,
Schon die Sehnsucht ist ein heil'ges Ziel,
Und es blüht die Palme schon hienieden
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.

Mag der Herbst das welke Laub zerstreun,
Mag der Sturm die Blüten dir entführen,
Was du liebst, das bleibt auf ewig dein;
Nimmer kann das Herz sich selbst verlieren.
Zürne nicht, wenn dich die Welt begrenzt.
Irdisch ist und endlich jede Schranke,
Und im hartbedrängten Herzen glänzt
Leuchtender ein göttlicher Gedanke.
An dem Glauben bricht des Todes Macht,
Aus dem Grabe wird die Hoffnung keimen;
Nur der Zweifel irrt in ew'ger Nacht.
Wage du zu hoffen und zu träumen!

Wenn auch um der Hoffnung Zauberwelten
Finster oft ein Sturmgewölk sich zog,
Laß es nie die Trösterin entgelten,
Daß das Schicksal feindlich dich betrog.
Muthig strebt der edle Geist nach oben
Zu der Wünsche luftig holdem Reich,
Und der Thron, zu dem er sich erhoben,
Sinkt mit seinem Hoffen nicht zugleich.
Ward der Kampf vergebens auch begonnen,
Würd'ger macht die Mühe dich dem Ziel.
Zage nicht! Gewagt ist stets gewonnen.
Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Am 27. October 1814.

Ertönet, ihr Saiten,
In nächtlicher Ruh
Und führet von weiten
Die Träume mir zu.
Schon hör' ich sie schallen
Im schwellenden Klang,
Sie füllen die Hallen
Mit Liebesgesang
Und wiegen und tragen
Den sinkenden Muth
Durch stürmisches Zagen
Auf tönender Flut.

Die nimmer erklangen
Für Fürsten und Gold,
Jetzt sind sie gefangen
Um bitteren Sold
Und geben mit Freuden
Um kargen Gewinn
Und reichliche Leiden
Ihr Köstlichstes hin;
Doch trifft auch die Lieder
Manch finsterer Blick,
Stets kehren sie wieder
Zur Herrin zurück.

O könnt' ich's ersingen,
Das goldene Ziel!
O könnt' ich's erringen
Im Schlachtengewühl!
Vergebens begegnen
Sich Leier und Schwert,
Sie hält den Verwegnen,
Den Milden nicht werth;
Und gäb' ich für Liebe
Das Leben auch gern,
Stets bleibt er mir trübe,
Der freundliche Stern.

Gewagt und gewonnen!
Schrieb mancher aufs Schwert;
Gewagt und zerronnen!
Ist mir nur beschert.
Doch laß ich es wallen,
Das edle Panier,
Und soll es auch fallen,
So fall' es mit mir.
Denn würdig der Beute
Ist nimmer der Mann,
Der fliehend im Streite
Sein Leben gewann.

Mag schnell sich in Gluten
Verzehren das Herz,
Und mag es verbluten
Im zaudernden Schmerz,
Ich nähre die Wunde,
Ich liebe mein Leid
Und lasse die Kunde
Der kommenden Zeit:
Die immer aufs neue
Das Herz ihm betrübt,
Die hat der Getreue
Noch sterbend geliebt.

Am 25. December 1814.

Was spielst du, holder Quell der Lieder,
So sehnsuchtsvoll in meiner Brust?
Nie spiegelt sich der Lenz der Lust
In deiner hellen Tiefe wider.

Du Zauberglanz der Liebesstunden,
Du Dämmrung zarter Träumerei,
Du blühender, du goldner Mai,
Wie bist du schnell dahingeschwunden!

Du Born, worin das Bild der Liebe
In ihrem Bilde mir erschien,
Wie schwimmt auf deinem feuchten Grün
Der Himmel jetzt so schwer und trübe!

Verschwiegnes Thal, wo mir am Morgen
Der schönste Traum der Liebe kam,
Wo mir der Abend alles nahm,
Du liegst wol tief im Schnee verborgen.

Du Kranz aus frischem Eichenlaube,
Den tröstend mir das Mitleid wand,
Du schmerzliches, du süßes Pfand,
Du ruhst nun längst verwelkt im Staube.

Ihr, die mein heimliches Verlangen
Als zarte Boten oft enthüllt,
Ihr Maienblümlein, klar und mild,
Ihr seid wol längst dahingegangen.

Doch hat euch Liebesthau befeuchtet,
Und Liebe hat euch abgepflückt,
Und Lieb' euch trauernd angeblickt,
Als ihr den Kelch zum Tode neigtet.

Nach meiner Lust wird keiner fragen,
Und keiner ahnet meine Noth,
Und keiner weint um meinen Tod. —
Brich, armes Herz, du darfst nicht klagen.

Im December 1814.

Frage.

Die Blume starb, der Frühling ist vorbei,
Was frommt es jetzt dir, Kränze noch zu winden?
Nur bittrer wird dies Scheinbild dir verkünden:
Die Blume starb, der Frühling ist vorbei.

Wol träumt' auch ich so süß im sel'gen Mai
Von Lieb' und Lust, doch mußt' ich bald empfinden:
Die Blume starb, der Frühling ist vorbei.
Was frommt es jetzt dir, Kränze noch zu winden?

Antwort.

Wo Freud' und Reiz zum Kranze sich verflicht,
Kann nimmermehr der frische Lenz vergehen.
Nacht wird zum Tag, und Sturm zum Frühlingswehen,
Wo Freud' und Reiz zum Kranze sich verflicht.
O sieh empor ins lächelnde Gesicht
Der Freundlichen! Dann wirst du gern gestehen:
Wo Freud' und Reiz zum Kranze sich verflicht,
Kann nimmermehr der frische Lenz vergehen.

Am 8. Februar 1815.

Ich sang von wildem Schlachtgetümmel,
Von kühner Helden Sieg und Grab,
Da stahl ein Glanz sich, wie vom Himmel,
Auf mein erzürntes Lied herab.

Und als ich jetzt die Augen wende,
Woher des helle Leuchten sei,
Da geht, als ob sie Frieden sende,
Die Liebste freundlich mir vorbei.

Und sah ich sie auch nur von ferne,
Und hat sie mein auch nicht gedacht,
Doch waren holde Liebessterne
Mir schnell im dunkeln Lied erwacht.

O Lied, wie gleichst du meinem Herzen,
Das trüb' und freudig, sanft und wild
Im engen Raume Lust und Schmerzen
Und Kampf und Liebe stets umhüllt!

Am 4. März 1815.

Früheste Kinder des Lichts, holdselige Sterne des Frühlings,
Blümlein, welche zum Strauß selbst mir die Liebste gepflückt,
Freundliche, wahrlich es ward ein freundliches Los euch beschieden,
Fröhliches Leben und dann früh ein beglückender Tod;
Denn ihr schautet zuerst mit den leis' aufknospenden Aeuglein,
Hold in kindlicher Lust staunend, das himmlische Licht,
Schmücktet zuerst mit den Perlen des Thaus die erröthenden Wangen,
Fühltet den laulichen Kuß säuselnder Lüfte zuerst.
Und dann nahete sanft wie ein heimwärts winkender Engel
Mit zart schonender Hand meine Geliebte sich euch.
Ach, wol zagtet ihr nicht, als sie liebkosend euch pflückte;
Hat doch wehe zu thun nimmer die Milde gelernt.
Nein, euch schien's, als schwebe der Lenz vom heiteren Himmel,
Lieblich in Mädchengestalt kleidend den ewigen Reiz,
Freundlich herab und wolle nun selbst mit den frühesten Blümlein,
Mit den geliebtesten, hold schmücken das heilige Haupt.
Ach, ihr sahet es nicht, wie die andern Schwestern so fröhlich
Blühten, indeß ihr selbst welktet im zögernden Tod.
Nimmer verletzte den zärtlichen Kelch ein feindlicher Sturmwind,
Nicht hat sengende Glut früh euch die Wangen entfärbt;
Züchtig blühtet ihr auf, jungfräulich seid ihr gestorben
Auf jungfräulicher Flur, heilig durch heiligen Tod.
Seliges Los, wer im frühesten Glanz der entfalteten Schönheit
Hinsinkt, vielen geliebt, vielen noch lange beweint,
Wer nicht sieht, wie die Blume verwelkt, die ihm lieblich geduftet,
Nicht, wie das Roth sich entfärbt, das ihm den Himmel geschmückt!
Ihm nur ward es gewährt, was wir all' uns wünschen: der Frühling
Schwand ihm nimmer, und nie hat ihn das Schöne getäuscht.
Ruht nun sanft an dem Herzen, ihr lieblichen, welches wie ihr einst
Blühte, doch nicht wie ihr, eh' es verblühete, brach.
Welkt nun sanft und führt mir, noch heilausspendend im Tode,
Boten des Lenzes, den Lenz heim in die trauernde Brust.

Am 5. März 1815, nachts um 12 Uhr.

Keine Stimme hör' ich schallen,
Keinen Schritt auf dunkler Bahn,
Selbst der Himmel hat die schönen
Hellen Aeuglein zugethan.

Ich nur wache, süßes Leben,
Schaue sehnend in die Nacht,
Bis dein Stern in öder Ferne
Lieblich leuchtend mir erwacht.

Ach, nur einmal, nur verstohlen
Dein geliebtes Bild zu sehn,
Wollt' ich gern im Sturm und Wetter
Bis zum späten Morgen stehn.

Seh' ichs nicht schon ferne leuchten,
Naht es nicht schon nach und nach?
Ach, und freundlich hör' ich's flüstern:
Sieh, der Freund ist auch noch wach.

Süßes Wort, geliebte Stimme,
Der mein Herz entgegenschlägt,
Tausend sel'ge Liebesbilder
Hat dein Hauch mir aufgeregt.

Alle Sterne seh' ich glänzen
Auf der dunkelblauen Bahn,
Und im Herzen hat und droben
Sich der Himmel aufgethan.

Holder Nachhall, wiege freundlich
Jetzt mein Haupt in milde Ruh,
Und noch oft, ihr Träume, lispelt
Ihr geliebtes Wort mir zu.

Am 14. März 1815.

1.

Sehnend sitz' ich in der Ferne,
Spähe wie aus dunkler Nacht
Nach dem holden Augensterne,
Ob er zürnet, ob er lacht.
Wollt' ich mein Verlangen fragen,
Ach, dann wüßt' ich's leicht zu sagen;
Doch wenn auch mit sel'gem Licht
Deine Blicke mich erfreuten,
Es zu deuten
Wagt' ich nicht.

Denn mein Herz ist fromm bescheiden,
Und wenn du nur fröhlich bist,
Will es gern dein Zürnen leiden,
Das sein höchstes Leiden ist.
Aber wär' ihm auch vor allen
Ein beglückend Los gefallen,
Wüßt' es sich von dir erhört,
Dennoch würd' es schüchtern fragen:
Werd' ich's tragen?
Bin ich's werth?

2.

Ach, wer hilft mit kluger Wahl
All die Lieder mir gestalten,
Die um deine Lippen walten,
Die in deiner Augen Strahl
Ohne Zahl
Mit so holdem Liebesleben
Lächeln, blitzen, glühn und schweben?

Flüchtig, leicht und bunt beschwingt
Schwärmen sie wie Frühlingsbienen,
Alles seh' ich blühn und grünen,
Lenz und Leben sind verjüngt;
Jedes bringt

Freundlich seine süßen Gaben,
Um mein trauernd Herz zu laben.

Eines will mit Sonnenschein
Flur und Himmel mir besäumen,
Jenes singt auf blühnden Bäumen
Wie ein zartes Vögelein,
Und im Hain
Rinnt ein andres rein und helle,
Rauscht und spielt wie West und Welle.

Bange Lust und linde Ruh,
Wünsch' und fröhliches Gelingen
Lächeln, flüstern, wehn und singen
Mir die holden freundlich zu,
Und was du
Nimmer mir gewährst, das bieten
Mir die süßen Liebesblüten.

Schon dein sel'ges Bild allein
Kann mir alles Schöne geben,
Denn es wohnen Lieb' und Leben,
Lenzgesang und Sonnenschein,
Lust und Pein,
Keuscher Thau und helle Flammen
Dir in einem Blick beisammen.

Am 18. März 1815.

O Lerche, was singst du aus blauer Luft
So lieblich herab durch den Morgenduft?

Ich singe, weil freundlich die Sonne sich hebt,
Weil Blüt' und Lüftchen und Bächlein lebt,
Weil blitzend der Thau an den Blumen hängt,
Und Knospe zu Knospe sich liebend drängt,
Weil hold sich im Kelche der Schmetterling wiegt,
Und sumsend am Bache das Bienchen fliegt,
Und weil ich mich freue in Liebeslust,
Drum sing' ich so lieblich aus froher Brust.

Was flötest du, zärtliche Nachtigall,
Durchs Dämmerungswehen so süßen Schall?

Weil scheidend die freundliche Sonne sinkt,
Und das Leben in leiserer Klage verklingt,
Weil bleich am Himmel das Roth zerfließt,
Und der Duft verweht, und die Blume sich schließt,
Weil traurig säuselt der Frühlingswind,
Und das Bächlein seufzend vorüberrinnt,
Und weil ich mich härme in Liebesleid,
Drum sing' ich so süß in der Einsamkeit.

Am 26. März 1815.

1.

Nur kleine Lieder pfleg' ich dir zu singen,
Drum lohnst du mir mit kleinen Wiesenblüten;
Doch werd' ich einst dir größre Gaben bieten
Und höhern Preis aus deiner Hand erringen.
Schön ist's, auf kühner Bahn empor zu dringen,
Worauf nur wenig Kämpfer erst sich mühten,
Und jenen Kranz, den mächt'ge Geister hüten,
Im tapfern Streit den mächt'gen abzuzwingen.
Mit dir, mit ihr, mit Gott werd' ich's vollenden.
Mir geben Erd' und Himmel gleiches Sehnen
Und gleiche Kraft, Gebet mir, Lieb' und Thränen.
Mag Gott mir Ruhm, mag sie mir Frieden senden,
Magst du mich einst mit edelm Lorber krönen,
Ich acht' es gleich, wie Schönes stets dem Schönen.

2.

Wie Vöglein, die ein enges Netz gefangen,
Das zarte Köpfchen schweigend niedersenken
Und still betrübt an jene Zeiten denken,
Als sie noch frei im bunten Haine sangen:
So wollt auch ihr im schmerzlichen Verlangen,
Ihr holden Blumen, euch zu Tode kränken,
Und, wie ich euch auch pflegen mag und tränken,
Nur hin zu ihr, von der ich euch empfangen?

Weil ihr so große Freude mir gegeben,
  Drum gräm' ich mich, daß ich euch so betrübe,
  Und lehr' euch gern mein Bestes, Lust im Leide.
Sie schied auch mich schon lang vom heitern Leben;
  Doch immer blüh' ich noch in Schmerz und Liebe
  Und singe, längst gefangen, ihr zur Freude.

3.

Nur arme Blümchen hast du mir gegeben,
  Die duftlos ihren kleinen Kelch entfalten,
  Und dir zum Schmuck die schöneren behalten,
  In deren Schooß so süße Geister schweben.
So schafft sich stets mit sehnsuchtsvollem Streben
  Mein liebend Herz viel freundliche Gestalten;
  Doch ach, wie hold sie auch mein Aug' umwalten,
  Sie sind nur Träum' und ohne Hauch und Leben.
O hättest du gewagt mit zartem Sinne
  Ein Veilchen nur in jenen Kranz zu fügen,
  Nicht hätte so dein Weigern mich bekümmert;
Denn Liebe strebt nicht, daß sie viel gewinne,
  Und will ihr Herz an Träumen gern vergnügen,
  Wenn ferne nur ein Hoffnungsstern ihr schimmert.

4.

Was du gewährt, das nahm ich an mit Freuden,
  Was du geweigert, mocht' ich nicht erflehen;
  Nur freie Gunst darf Liebe nicht verschmähen,
  Erbetnes Glück ist fast ein halbes Leiden.
Wol könnt' ich nie dein holdes Auge meiden;
  Doch bitt' ich's nicht, mich lächelnd anzusehen,
  Und magst du freundlich nahn und feindlich gehen,
  Mich freut dein Nahn, doch hindr' ich nicht dein Scheiden.
Wol werd' ich nimmer zürnen, ewig lieben,
  Doch such' ich nie durch Flehn dich zu gewinnen,
  Mag tief mich auch dein kaltes Herz betrüben;
Denn konnt' ich auch der Liebe nicht entrinnen,
  Ist doch der Stolz dem edeln Geist geblieben,
  Der werth mich macht, um deine Huld zu minnen.

Am 31. März 1815.

Still sitz' ich an des Hügels Hang;
Der Himmel ist so klar,
Das Lüftchen spielt im grünen Thal,
Wo ich beim ersten Frühlingsstrahl
Einst, ach, so glücklich war;

Wo ich an ihrer Seite ging
So traulich und so nah
Und tief im dunkeln Felsenquell
Den schönen Himmel, blau und hell,
Und sie im Himmel sah.

Sieh, wie der bunte Frühling schon
Aus Knosp' und Blüte blickt!
Nicht alle Blüten sind mir gleich,
Am liebsten pflück' ich von dem Zweig,
Von welchem sie gepflückt.

Denn alles ist wie damals noch,
Die Blumen, das Gefild;
Die Sonne scheint nicht minder hell,
Nicht minder freundlich schwimmt im Quell
Das blaue Himmelsbild.

Es wandeln nur sich Will' und Wahn,
Es wechseln Lust und Streit;
Vorüber flieht der Liebe Glück,
Und nur die Liebe bleibt zurück,
Die Lieb' und, ach, das Leid.

O wär' ich doch das Vöglein nur
Dort an dem Wiesenhang!
Dann blieb' ich auf den Zweigen hier
Und säng ein süßes Lied von ihr
Den ganzen Sommer lang.

Am 1. April 1815.

O wie dringt das junge Leben
Kräftig mir durch Sinn und Herz!
Alles fühl' ich glühn und streben,
Fühle doppelt Lust und Schmerz.
Fruchtlos such' ich euch zu halten,
Geister meiner regen Brust;
Nach Gefallen mögt ihr walten,
Sei's zum Leide, sei's zur Lust.

Lodre nur, gewalt'ge Liebe,
Höher lodre nur empor!
Brecht, ihr vollen Blütentriebe,
Mächtig schwellend nur hervor!
Mag das Herz sich blutig färben,
Mag's vergehn in rascher Pein;
Lieber will ich ganz verderben,
Als nur halb lebendig sein.

Dieses Zagen, dieses Sehnen,
Das die Brust vergeblich schwellt,
Diese Seufzer, diese Thränen,
Die der Stolz gefangen hält,
Dieses schmerzlich eitle Ringen,
Dieses Kämpfen ohne Kraft,
Ohne Hoffnung und Vollbringen
Hat mein bestes Mark erschlafft.

Lieber wecke rasch und muthig
Schlachtruf den entschlafnen Sinn!
Lange träumt' ich, lange ruht' ich,
Gab der Kette lang mich hin.
Hier ist die Hölle nicht, noch Himmel,
Weder Frost ist hier, noch Glut;
Auf, ins feindliche Getümmel,
Rüstig weiter durch die Flut!

Daß noch einmal Wunsch und Wagen,
Zorn und Liebe, Wohl und Weh
Ihre Wellen um mich schlagen
Auf des Lebens wilder See,

Und ich kühn im tapfern Streite
Mit dem Strom, der mich entrafft,
Selber meinen Nachen leite,
Freudig in geprüfter Kraft.

Am 2. April 1815.

Kleine Lieder, geht nur immer,
Grüßt die Liebste schön von mir!
Glaubt mir, sie verstößt euch nimmer,
Kommt ihr täglich auch zu ihr;
Denn bei mir könnt ihr nicht bleiben,
Voll ist schon das ganze Haus,
Und die losen Buben treiben
Fast mich selbst zur Thür hinaus.

Auf den Büschen, auf den Bäumen
Wachsen sie wie Laub empor,
Schaun aus allen Blütenkeimen,
Wie der Frühling, bunt hervor;
Wo ich steh' und gehe, schwärmen
Sie in Scharen hinterdrein.
Kann bei solchem Kinderlärmen
Wol ein Mensch vernünftig sein?

Zwar ist manches fein und zierlich,
Geht in bunten Kleidern gern,
Dreht und wendet sich manierlich,
Grüßt und bittet nur von fern;
Doch sind's meistens wilde Knaben,
Laufen immer gradezu,
Wollen alles sehn und haben,
Lassen mir nicht Rast noch Ruh.

Wol erkenn' ich ihn, den einen,
Der sie alle mir verführt:
Fromm und artig möcht' er scheinen,
Doch ich hab' ihn ausgespürt.
Ach, so voll von bösen Ränken,
So voll Trug und Lug und List
Kann man keinen sehn noch denken,
Als der Schelm, der Amor, ist.

Hab' ich doch an manchen Tagen
Zu der Liebsten ihn geschickt,
Dies und jenes ihr zu sagen,
Was mir lang das Herz gedrückt.
Grüßend kam er heim geflogen;
Doch zu bald nur sah ich klar,
Daß der Schelm mich doch betrogen
Und nicht einmal dorten war.

Am 17. Julius 1815.

Nimm mir alles, falsches Glück,
Gib mir Täuschung, Freud und Schmerzen;
Eines bleibt mir doch zurück:
Hohe Lieb' in treuem Herzen.
Deinem Zorn erbeb' ich nicht,
Klage nicht um Ruhm und Freude;
Muthig ist, wie Morgenlicht,
Lieb' im Leide.

Was sie schenkte, was sie nahm,
Alles ist mir lieb und theuer,
Und ihr tiefster, längster Gram
Macht mich kühner nur und treuer.
Gern erduld' ich ihre Noth,
Lächle, wenn ich mich betrübe;
Freundlich ist, wie Abendroth,
Leid in Liebe.

Am 20. Julius 1815.

Wie die Wolken finster schwellen,
Wie sie ewig weiter wandern!
Eine hebt sich nach der andern,
Und der Himmel faßt sie nicht.
Will auch oft an klaren Stellen
Freundlich sich die Sonne zeigen,
Immer neue Nebel steigen
Wogend um das holde Licht.

Finstres Herz, so willst du immer
Von Gedanken zu Gedanken
Und von Traum zu Traume schwanken,
Wie ein aufgeregtes Meer?
Lacht dir doch mit hellem Schimmer
Eine Sonne still und freundlich;
Sprich, was thürmen denn so feindlich
Deine Wünsche sich umher?

Am Sonntage den 27. August 1815.

So willst du denn so schnell das Werk vollenden,
Wozu die Kraft der treuen Brust dich trieb,
Und pflückst so bald mit ungestümen Händen
Den letzten Schmuck, der deinem Leben blieb?
Dir blüht das Glück nur noch in süßen Träumen,
Und feindlich ist dir draußen Lieb' und Welt;
Kein andrer Lenz wird deinem Herzen keimen,
Wenn auch der Täuschung holde Blüte fällt.

Ja, noch einmal will ich herniedersinken,
Du heil'ges Meer, in deine tiefe Flut,
Will unverzagt bis auf die Neig' ihn trinken,
Den vollen Kelch der göttlich reinen Glut,
Will seinen Rand mit allen Blumen krönen,
Die tausendfach mein letzter Lenz mir beut,
Und mich geliebt und reich und glücklich wähnen
Im raschen Traum der sel'gen Trunkenheit.

Doch wenn dann einst, was ich geliebt im Leben,
Durch meine Kraft verherrlicht und erhöht,
Von Engeln rings und Glorien umgeben,
Vor aller Welt ein leuchtend Vorbild steht,
Wenn ich getilgt des Lebens alte Schulden,
Wenn ich der Welt auch ihre Schuld verziehn
Und bittern Haß gerächt durch stolzes Dulden
Und großen Lohn für großen Schmerz verliehn:

Dann laß, o Gott, wol kann ich kühn es fodern,
Nicht hast du Lust an deines Kindes Schmerz,
Nur einen Blitz auf mich herniederlodern,
Dann nimm es hin, dies tief gekränkte Herz,
Daß hell und leicht auf deiner Flammenschwinge,
Von welcher stets ein Strahl in mir gebrannt,
Der Tod zurück den reinen Geist dir bringe,
Den hier die Welt verstoßen und verkannt.

Am 30. December 1815.

Romanze.

Wo die Minne herrscht in dem holden Gebiet,
Die schönste der Königinnen,
Wo nimmer das singende Vöglein flieht,
Wo ewig der duftende Frühling blüht
Und die Bächlein nimmer verrinnen,
Dort wohnt' ich im hellen, lustigen Hain
Und diente der Stolzen mit langer Pein
Jahraus, jahrein
Und konnte sie nimmer gewinnen.

Da wand ich erzürnt von der Kette mich los
Und dachte sie ewig zu meiden,
Und ich barg mich tief in des Waldes Schooß,
Und warf mich seufzend ins duftige Moos
Und rief im heimlichen Leiden:
O Hain, wie spielet das Vöglein hier
So still und friedlich im grünen Revier!
Sprich, wird auch mir
Dein Schatten wol Ruhe bescheiden?

Und säuselnd bebte der weite Hain
Und sprach mit kühligem Wehen:
Tief hüll' ich in dämmrige Lauben dich ein,
Nicht sollst du mir ferner in zögernder Pein
Vor dem Blicke der Strengen vergehen. —

O Hain, du tröstest mit schlimmem Rath,
Leicht findet ihr Bild durch die Nacht den Pfad;
Wer ihr genaht,
Muß immer und immer sie sehen.

Und ich klomm in dem finsteren Wald empor,
Wo wilder die Berge sich heben;
Da brauste mit Macht aus dem Felsenthor
Laut wogend ein sprudelnder Strom hervor,
Der sollte die Kunde mir geben.
O Strom, du rauschest so wild vorbei
Und trägst vor Klippen und Sturm nicht Scheu;
Gern zög' ich frei
Und muthig wie du durch das Leben.

Und aufwärts schallt es mit dumpfem Gebraus,
Und die Wellen sich heben und senken:
Weit roll' ich ins neblige Meer hinaus;
Wo das Schweigen wohnt in dem kühlen Haus,
Soll nichts dich erfreun und dich kränken. —
O Strom, nie lockst du mich niederwärts,
Denn hab' ich im Leben auch Noth und Schmerz,
Stets will mein Herz
An die minnige Freundin gedenken.

Und als sich in Nacht das Gebirge gehüllt,
Da tobte der Sturm in den Eichen,
Und er schwang durch den Himmel sich rasch und wild,
Und flüchtig begann manch Wolkengebild
Vor dem Monde vorüberzustreichen.
Und ich rief empor in die sausende Jagd:
O Sturm, du spielest mit Licht und Nacht,
Wol hast du Macht,
Mir vom Herzen die Wolken zu scheuchen!

Da ließen aus kämpfendem Windesgestöhn
Dumpf schallend die Worte sich hören:
Ich will dich betäuben mit lustigem Wehn,
Will mächtig dich tragen durch Thal und Höhn
Zu fernen Ländern und Meeren. —
O Sturm, schon hab' ich ja Leides genug!
Was frommt es noch, hastig auf wechselndem Flug
Durch wüsten Trug
Mir das sinnige Herz zu bethören?

Und sieh, da lachte der Morgenschein
An der Felsen umnachteten Zinnen,
Und ich sah tief unten den lustigen Hain,
Wo ich diente der Stolzen mit langer Pein
Und nimmer sie konnte gewinnen.
Dort war es so fröhlich von Klang und Glanz,
Und es schwebte so lieblich ein festlicher Kranz
Im bunten Tanz,
Und die Königin mitten darinnen.

Da schwand in dem Herzen mir Will' und Wahl,
Mich ergriff ein gewaltiges Sehnen,
Und ich dachte nicht ferner an meine Qual
Und zog von neuem ins lustige Thal,
Zu dienen der Stolzen und Schönen.
O Minne, wie ward dir die Macht zutheil?
Wen tief verletzte dein goldener Pfeil,
Der hat kein Heil
Als in deinen Schmerzen und Thränen.

Glosse.

Am 10. Januar 1816.

Motto.

Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Goethe.

Süßer Traum, der mich umfangen,
Frisches Leben, lichter Mai,
Neues Ahnen und Verlangen,
Ach, wie gingt ihr schnell vorbei!

Mit dem Lenz sah ich euch blühen,
Mit dem Lenz seid ihr entflogen;
Nur die Trauer gibt mir Kunde
Von dem früh verwelkten Glück;
Stunden habt ihr mir verliehen
Und ums Leben mich betrogen.
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Mag es duften jetzt und grünen,
Mag's erstarren um mich her,
Was mir hold und trüb' erschienen,
Freut und schmerzt mich jetzt nicht mehr.
Nur in uns ist alles Leben;
Mit dem Schönen nur im Bunde,
Schwinden rasch die dunkeln Tage,
Weilt der lichte Augenblick.
Schmerz kann Schmerz nur sehn und geben;
Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Wechselt doch in bunter Reihe
Stets beweglich Bild und Bild;
Nur die Liebe weilt, die Treue,
Nur der Schmerz wird nie gestillt.
Muß doch alles wiederkommen,
Lieblich, wie es einst entflogen;
Doch, ein Schattenbild der Klage,
Kehrt allein das todte Glück.
Duft und Blüten sind verschwommen,
Und die Vögel fortgezogen. —
Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Glossen.

Am 11. Jannar. 1816.

1.

Motto.

Soll ich folgen? Soll ich hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?
Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menschen widerstehn?

Goethe.

Aus der Liebe raschen Träumen
Weckt mich strafend oft die Pflicht,
Und das ernste Leben spricht:
Willst du ewig hoffend säumen,
Wo aus unfruchtbaren Keimen
Nie die Blüte lohnend bricht?
Schönre Myrten kannst du pflücken,
Dich mit schönerm Lorber schmücken,
Viele werden hoch dich ehren,
Mag auch eine dich verschmähn. —
Soll ich folgen? Soll ich hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Eurem Rufen, eurem Mahnen,
Weise Stimmen, folgt' ich gern;
Denn verständig räth, wer fern
Stehet von des Unheils Bahnen.
Doch in tobenden Orkanen
Frommt nicht Anker mehr, noch Stern;
Stets gekränkt, muß ich vergeben,
Stets verschmäht, nur heißer streben,
Muß die Geister selbst beschwören,
Die im Wirbelsturm mich drehn.
Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menschen widerstehn?

2.

Motto.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Tieck.

Ach, wie sind so manche Glossen
Auf dies Thema schon gemacht!
Doch der Liebe nur zum Possen
Scheinen sie mir ausgedacht.
Dem Verstande nicht zu fröhnen,
Klingeln sie in Tönen fort,
Und von keiner gilt das Wort:
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wer am Blick der Liebsten hängt,
Wird die Wahrheit besser inne;
Nichts ist, was er nicht erdenkt,
Daß er ihre Huld gewinne.
Nur wenn jeder Hoffnungsstern
Ihm erlischt in dunkeln Räumen,
Kann er schweigen nur und träumen,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Ach, dies mußt' ich längst erfahren;
Dient' ich um den süßen Sold
Treu ihr auch seit manchen Jahren,
Nimmer ward ihr Herz mir hold.
In des Wohllauts Reich zu wohnen,
Freut sie sich, dem Leben fern;
Ahnen, träumen, lieben, lohnen
Nur in Tönen mag sie gern.

Doch versteht ihr holdes Lied
Mächtig auch das Herz zu binden;
Der kann nie die Kunst ergründen,
Wer das warme Leben flieht.
Nur dem irdisch süßen Sehnen
Knüpft das himmlische sich an,
Und die reiche Liebe kann
Alles, was sie will, verschönen.

Am 16. Januar 1816.

Du holder Geist der Lieder, den hienieden
Zum Troste mir ein milder Gott verliehn,
Du Einziger, der nie von mir geschieden,
Der freundlich oft, bekränzt mit Immergrün
Und angethan mit träumerischem Frieden,
Ein rettend Licht im Sturme mir erschien,
Noch einmal laß in wunderbaren Weisen
Durch dich dich selbst und, die dich weckt, mich preisen!

Verworren liegt das unbeständ'ge Leben
Vor unserm Blick und ungestaltet da,
Und keiner kann's entwirren und entweben,
Wer nicht die Welt in deinem Spiegel sah.
Du machst das Harte mild, das Rauhe eben,
Das Dunkle hell, das Weitentfernte nah,
Und weißt allein in lieblichen Gestalten
Den kurzen Traum des Schönen festzuhalten.

So führtest du in jenen holden Tagen,
Als noch das Glück sich freundlich mir gesellt,
Den Irrenden auf leichtem Zauberwagen
Mit raschem Flug durch deine Wunderwelt,
Und wie ein Blatt, das linde Lüfte tragen,
Der Silberflor des Herbstes flatternd hält,
So kettet' ich, noch eh die Bilder schwanden,
Die lächelnden mit zarten Liebesbanden.

Doch wie gemach bei flücht'ger Weste Scherzen
Die keusche Ros' im heil'gen Glanz entglüht,
So war auch mir im leichtbewegten Herzen
Ein sel'ges Bild allmählich aufgeblüht;
Tief wogte jetzt in Freuden und in Schmerzen,
In Wahn und Wunsch das träumende Gemüth,
Und nur in dir konnt' ich das Leid enthüllen,
Die Lust verstehn, die glühnde Sehnsucht stillen.

Da nahten sich des Lebens trübste Stunden,
Und eisern hielt das Schicksal sein Gericht;
Heiß bluteten die nie geschlossnen Wunden,
Und nächtlich sank der Jugend heitres Licht;

Die Treue, die mein Herz in sich gefunden,
Die fand es jetzt in andern Herzen nicht,
Und dessen Hand, den alles Glück verlassen,
Nie wagte sie der Glückliche zu fassen.

Nur du, der sonst mit jedem Hauch entflogen,
Der nur am Scherz, am Spiele sich erfreut,
Du bliebst allein dem Trauernden gewogen
Und theiltest gern des Freundes Einsamkeit.
Und wie der Wein, der grün den Baum umzogen,
Dem Welken selbst der Jugend Anmuth leiht,
So sah ich dich um mein erstorbnes Leben
Zum ew'gen Schmuck holdblühnde Kränze weben.

Und wenn der Herbst mit ungestümem Wehen
Mir jedes Glück erschüttert und entlaubt,
Dann ließest du dein Frühlingsreich mich sehen,
Dem keine Zeit die hellen Blüten raubt.
Wie fühlt' ich dann so bald den Schmerz vergehen,
Wie ruhte süß in deinem Schooß mein Haupt!
Mein wundes Herz, von langem Kampf ermattet,
Es schlummerte von deinem Grün beschattet.

Und jene selbst, die, jedem Flehn verschlossen,
Ein strenges Herz im zarten Busen trägt,
Selbst sie erschien, wenn mich dein Traum umflossen,
Dem Hoffenden zu holderm Sinn bewegt,
Und wie die Sonn' an winterlichen Sprossen
Betrügerisch oft grüne Knospen pflegt,
So sah auch ich mir heitre Tage blühen,
Die nicht das Glück, nein, welche du verliehen.

So führe denn im bunten Zauberreigen
Noch einmal mich durch deine schöne Welt;
Und wird auch sie ihr Herz mir nimmer neigen,
Bleibt ewig auch der Kummer mir gesellt,
Doch will ich ihr nur heitre Bilder zeigen,
Weil Frohes nur der Fröhlichen gefällt.
O mög' ihr oft das leichte Lied enthüllen:
Den du betrübst, der lächelt deinetwillen.

Schon öffnen sich die buntgeschmückten Pforten,
Der Sänger tritt mit hellem Blick hinein.
Aus alten Zeiten füllt, aus fernen Orten
Mit Bildern sich der wunderbare Hain,
Und alles muß, gebannt von Zauberworten,
Zum langen Zug um meinen Pfad sich reihn.
Dem Monde gleich, der tausend Sterne leitet,
So wandl' ich jezt, von meiner Schar begleitet.

Und sieh, den Hain, der, wunderbar verschlungen,
Sich endlos dehnt, durchzieht das bunte Heer;
Bald rasten wir in kühlen Dämmerungen,
Bald führt der Sturm uns sausend übers Meer;
Jezt wird zum Spiel der leichte Pfeil geschwungen,
Und jezt zum Kampf in tapfrer Hand der Speer;
So führ' ich sie auf immer neuen Wegen
Durch Lust und Leid dem fernen Ziel entgegen.

Denn richtend harrt, auf blühnden Thron erhoben,
Die Königin der weitgereisten Schar;
Mit Rosen ist ihr zartes Kleid durchwoben,
Als Krone schmückt die Ros' ihr wallend Haar.
Den wird sie tadeln, jenen freundlich loben,
Dem beut sie Lohn und dem Verzeihung dar;
Dann neigt sie sich mit anmuthsvollen Blicken,
Den reichen Kranz auf meine Stirn zu drücken.

Am 23. Januar 1816.

O Herz, sei endlich stille!
Was schlägst du so unruhvoll?
Es ist ja des Himmels Wille,
Daß ich sie lassen soll.

Und gab auch dein junges Leben
Dir nichts als Wahn und Pein,
Hat's ihr nur Freude gegeben,
So mag's verloren sein!

Und wenn sie auch nie dein Lieben
Und nie dein Leiden verstand,
So bist du doch treu geblieben,
Und Gott hat's droben erkannt.

Wir wollen es muthig ertragen,
Solang nur die Thräne noch rinnt,
Und träumen von schöneren Tagen,
Die lange vorüber sind.

Und siehst du die Blüten erscheinen,
Und singen die Vögel umher,
So magst du wol heimlich weinen,
Doch klagen sollst du nicht mehr.

Gehn doch die ewigen Sterne
Dort oben mit goldenem Licht
Und lächeln so freundlich von ferne
Und denken doch unser nicht.

Am 28. Januar 1816.

Sie ist zum frohen Tanz gegangen,
Ich weile trauernd im Gemach,
Und nur mein Dichten, mein Verlangen,
Doch nicht mein Auge folgt ihr nach.
Und möcht' ich auch so gern mich freuen
An ihrer Freude heiterm Licht,
Doch muß ich ihr zu nahn mich scheuen,
Denn meine Näh' erfreut sie nicht.

Was glücklich ist im bunten Leben,
Das sucht des Tages holden Schein;
Im Lichte will der Vogel schweben,
Die Blum' im Lichte nur gedeihn;
Nur wem in sonnenhellen Räumen
Die Bilder kalt entgegenschaun,
Der muß aus Schatten und aus Träumen
Sich luft'ge Blütenlauben baun.

Und horch, schon schlägt des Glückes Stunde,
Die holde Stimme flüstert schon;
Schon fühl' ich leis' auf meinem Munde,
Ach, nur im Traum, den süßen Lohn.
Wie ist doch jene, die so freundlich
Mein kühnstes Sehnen jetzt erfüllt,
Dem Nahen stets so fern und feindlich
Und nur dem Fernen nah' und mild!

Am 29. Januar 1816.

Und läg' ich auch in harten Kerkerbanden,
Umgäb' auch rings die Nacht mich öd' und leer,
Und irrt' ich auch in weit entfernten Landen
Durch Glut und Frost, durch Wüstenei und Meer,
Verfolgt, bedroht, verlassen, unverstanden,
In Sturm und Noth mit mattem Fuß einher,
Doch würde nie dein Bild sich von mir trennen,
Dein würd' ich sein und dich noch sterbend nennen.

Denn, wie belebt das ungezwungne Eisen
Sich folgsam naht dem fesselnden Magnet,
Wie ewig treu in wandellosen Kreisen
Die Erde sich ums Licht der Sonne dreht,
Wie ohne Rast auf nächt'gen Pilgerreisen
Von Meer zu Meer die Schar der Sterne geht,
So ward auch ich in dunkeln Schicksalsstunden
Mit finsterm Zwang an deinen Pfad gebunden.

Und magst du auch mich stolz und kalt verlassen
Und nimmer Trost und Freude mir verleihn,
Mag liebend einst ein andrer dich umfassen,
Und wilder Schmerz mein Innerstes entzwein,
Und könntest du auch je mich feindlich hassen
Und deines Siegs und meiner Noth dich freun,
Du zwängst mich leicht in ungeheuern Leiden,
Vom Leben wol, doch nicht von dir zu scheiden.

Ach, alles, was verknüpft mit deinem Leben,
Nur Kunde mir von deiner Nähe gibt,
Der leichte Flor, der deine Brust umgeben,
Das Werk, woran die zarte Hand sich übt,
Die Saiten, die von deinem Finger beben,
Die Blumen, die dein Auge wählt und liebt,
Der Raum, die Luft, das Licht, das dich umfangen,
Weckt Lieb' und Lust und Schmerz mir und Verlangen.

Und seh' ich dann dich selber vor mir stehen,
Dem Monde gleich an dunkler Wolken Rand,
Läßt freundlich mir dein klarer Blick sich sehen,
Berührt nur leis' im Nahn mich deine Hand,
Fühl' ich von fern nur deines Mundes Wehen,
Streift flüchtig nur dein Arm mich, dein Gewand,
Dann ringen schnell im wunderbaren Spiele
Durch meine Brust verworrene Gefühle.

Wie still am Rand der wilden Felsenquelle
In linder Luft die stolze Rose blüht,
Indeß ihr Bild im Strom der raschen Welle
Unruhig schwankt und auf- und niederflieht,
So strahlst auch du in wunderseel'ger Helle,
Mit klarem Sinn und friedlichem Gemüth;
Doch stürmisch regt die Flut in meinem Herzen
Sich um dein Bild in Sorge, Wahn und Schmerzen.

Nichts denken kann ich dann und nichts beginnen,
Die Lippe schweigt, dich sieht mein Aug' allein,
Die Welt versinkt vor meinen irren Sinnen,
Nichts an mir ist, nichts in mir selbst mehr mein,
Und Flammen fühl' ich durch die Brust mir rinnen
Und kämpfe wild mit Zweifel, Trug und Schein,
Mit Licht und Nacht in wandelbaren Wogen
Hält Lust und Leid mir Blick und Geist umzogen.

Ich kann nicht nahn, nicht fliehn und nicht verweilen,
Es fesselt mich und treibt mich rastlos fort;
Mag Ort und Zeit auch wechseln und enteilen,
Eins bleibt die Zeit mir ewig, eins der Ort.

In tausend Wünsche muß mein Geist sich theilen,
Und alle doch umfängt ein einz'ges Wort;
Von tausend Pfeilen ist mein Herz getroffen
Und bleibt doch stets für neue Wunden offen.

O stolzer Sinn, der früher nie bezwungen
Vor keinem Drohn den freien Blick gesenkt,
Wie hält dich jetzt ein hartes Band umschlungen,
Das zarte Hand nach strenger Willkür lenkt!
Der muthig sonst mit jedem Feind gerungen,
Jetzt zagt er ihr, die oft so tief ihn kränkt,
Und heischte sie zum Spiel sein Heil, sein Leben,
Gern würd' er ihr, der Feindlichen, es geben.

Und bin ich auch von ew'ger Qual zerrissen,
Vergeh' ich auch im rastlos wilden Streit,
Nichts will mein Herz von Rath und Rettung wissen,
Wenn nicht das Glück die volle Gunst mir beut;
Denn mit dem Schmerz müßt' ich das Leben missen,
Dem Liebe nur Licht, Kraft und Athem leiht.
Eh langsam mir Gefühl und Sehnsucht sterben,
Mag lieber rasch mich Kampf und Sturm verderben.

O wärst du doch als Königin geboren
Und hättest mich aus deines Volkes Zahl
Zum niedrigsten der Diener dir erkoren,
Den Becher dir zu füllen nur beim Mahl!
Wol hab' ich jetzt die Freiheit längst verloren,
Und ach, doch ist mein Los nicht deine Wahl!
Und muß ich auch mich ganz den Deinen nennen,
Du willst mir nie den süßen Namen gönnen.

O nimm es hin, dies jugendliche Leben,
Dies Herz, das sonst so kühn, so fröhlich schlug,
Den treuen Sinn, des Willens edles Streben,
Den Geist, der nie ein schnödes Band ertrug!
Mein Hoffen selbst, ich will auch das dir geben;
Für dich ist nichts mir lieb und werth genug.
O daß mein Herz doch einmal nur erriethe,
Nicht schein' auch dir ganz werthlos, was ich biete!

Am 31. Januar 1816.

Um, süße Liebste, dir verstohlen
Ein Lied zu bringen, kam ich her;
Doch sollt' ich Schmerz für Lust mir holen,
Denn einsam war dein Haus und leer.
Wie soll ich jetzt die Sehnsucht zwingen,
Die mich nicht rasten läßt, noch ruhn?
Nichts kann ich thun,
Als schon ein neues Lied dir singen.

Kannst du der Blumen Zahl mir nennen,
Wovon die bunte Wiese glänzt?
Kannst du die tausend Blätter trennen,
Womit im Mai der Baum sich kränzt?
So ist die Lieb' ein Frühlingsgarten,
Und Lieder sind die Blumen drin;
Eins welkt dahin,
Das andre keimt, und keins will warten.

Und wie mit tausendfarb'gen Strahlen
Dein Reiz in meine Seele dringt,
Muß tausendfach der Schmuck sich malen,
Den dir die blühnde Liebe bringt:
Lust, Leid und Sehnsucht, Scherz und Klagen,
Furcht, Hoffnung, Wahn und Träumerei;
Ach, was es sei,
Oft weiß ich's selbst dir nicht zu sagen.

Und ob sie ewig auch sich mehren,
Sie wollen alle zu dir hin;
Sie wissen wohl, wem sie gehören,
Und daß ich nur ihr Pfleger bin.
Du wirst die kleinen nicht betrüben,
Wird auch der Raum dir bald zu voll;
Die Mutter soll
Ja ihre eignen Kinder lieben.

Zwei Augenblicke.

Am 1. Februar 1816.

1.

Ihr zarten Blümlein, Wiesenanemonen,
  Die sich zum Strauß die Liebste spielend band,
  Als ich zuerst und plötzlich einst empfand,
  Sie werd' allein in meinem Herzen wohnen!
Mag Sturm und Frost stets eurer Wiege schonen,
  Wo ihr entblüht am grünen Bergesrand;
  Euch flechte stets beglückter Liebe Hand,
  Noch eh' ihr welkt, in ihre Siegeskronen.
Wie ihr euch hobt beim ersten Frühlingsstrahl,
  So brach auch mir aus dunkeln Wolken eben
  Nach langer Nacht das Licht zum ersten mal.
Ihr habt das Haupt geneigt im jungen Leben
  Und sterbend noch ihr kurze Lust gegeben,
  Ich lebe mir und, ach, auch ihr zur Qual.

2.

Du sel'ger Augenblick im dunkeln Leben,
  Als meinem Mund das kühne Wort entflog
  Und sie das Haupt erröthend niederbog,
  Tief athmend, stumm, verwirrt, mit leisem Beben,
Und während sie mit scheuem Widerstreben
  Aus meiner Hand die ihre zaudernd zog,
  Ich in dem Blick, der ungern mich betrog,
  Die Antwort las, ach, die sie nicht gegeben!
Du goldner Pfeil, in Nektar eingetaucht,
  Den, um das Herz zum Tode zu verwunden,
  Die rasche Hand nur auszureißen braucht!
Jetzt schlägt es fort und kann doch nie gesunden;
  Doch tauscht' es nicht für alle frühre Stunden
  Das süße Weh, das deine Glut verhaucht.

Am 3. Februar 1816.

1.

Wie ohne Rast die Flut der leichten Wogen
Sich zitternd regt in wandelbarem Schaum,
Wie ewig neu der Wolke zarter Flaum
Verschwebend wallt am blauen Himmelsbogen:
So werd' auch ich unruhig fortgezogen,
Bild folgt auf Bild, und Traum zerrinnt im Traum;
Im Frieden schon verstand mein Herz sich kaum,
Drum wird es jetzt im Kampfe ganz betrogen.
Nicht weiß ich mehr, was wahr, was eitel sei,
Ob Glaub', ob Furcht, ob Hoffnung in mir lebe,
Ob ich mich nun erfreue, nun betrübe;
Allein wie bunt in flücht'ger Gaukelei
Mein irrer Sinn auch hin und wieder schwebe,
Eins fühl' ich klar und ewig: daß ich liebe.

2.

O blute nur, du nie geschlossne Wunde,
Laß zögernd mich im langen Schmerz vergehn,
Bis, sanft verhaucht, des Lebens leises Wehn
Sich seufzend trennt von meinem bleichen Munde!
Und wenn dann einst in dunkler Schattenrunde
Ums Lager mir die Todesengel stehn,
Dann laß, o Gott, noch einmal sie mich sehn,
Die ich geliebt bis an die letzte Stunde.
Dann sinke sanft ihr Haupt zu mir hinab;
Der erste Kuß, den ich von ihr empfangen,
Er löse süß des Lebens Fäden ab.
Still riesle dann, wenn ich dahingegangen,
Die erste Thrän' um mich von ihren Wangen
Und fall' umsonst, ach, auf mein stummes Grab!

Am 5. Februar 1816.

1.

Wie magst du doch so gern der Blumen pflegen
Und ihrer Farb' und ihres Dufts dich freun,
Und doch so fremd den leisen Geistern sein,
Die sehnsuchtvoll in ihrem Kelch sich regen?
Scheint stillen Schmerz das Veilchen nicht zu hegen,
Nicht helle Glut die Ros' umherzustreun?
Droht leuchtend nicht selbst aus dem Silberschein
Der Lilie dir der goldne Pfeil entgegen?
O möchtest du der Liebe süßem Flehn
Bezwungen einst die weichre Seele gönnen!
Leicht hörtest du dies Wort dem Kelch entwehn:
Gern wollten wir von Licht und Luft uns trennen,
Um einmal nur das Sehnen zu verstehn,
Das uns verzehrt und das wir doch nicht kennen.

2.

Sie sind umsonst, der Sehnsucht leise Lieder,
Nie wird dein Sinn dem Sänger weich und mild,
Dein Ohr nur hört, was dir sein Herz enthüllt,
Doch tönt es nie in strenger Brust dir wieder.
So leicht umschwebt mit flatterndem Gefieder
Der Schmetterling der Iris buntes Bild;
Doch zu dem Gift, das tief den Kelch ihr füllt,
Taucht nimmermehr der flücht'ge Gast hernieder.
Die Flammen, die der Liebe Hand dir beut,
Nimmst du zum Spiel der kurzen Augenblicke
Und lachst der Glut, anstatt sie mild zu kühlen.
Gern gönn' ich's dir, wenn dich das Spiel erfreut;
Du spieltest ja schon längst mit meinem Glücke,
So magst du jetzt mit meinem Schmerz auch spielen.

Am 7. Februar 1816.

1.

Wie fest verstrickt mit duftig zarten Reben
Der Epheuzweig den schlanken Baum umschlingt
Und jetzt aus ihm das frische Leben trinkt,
Das früher ihm der Erde Schooß gegeben,
So muß mein Geist sich ewig eng umweben,
Und dein nur sind die Blüten, die er bringt;
Durch dich allein entknospet und verjüngt,
Ernährt und schmückt sich selbst und dich mein Leben.
O holder Baum, wenn je das Immergrün,
Womit dich stets der Liebe Träum' umranken,
Dein schönes Bild noch zu verschönern schien,
So neige dem, der dir den Schmuck verliehn,
Ach einmal nur, um freundlich ihm zu danken,
Die Zweige, die so reich und lieblich blühn!

2.

Der Sänger lag von stillem Schlaf umfangen,
Von langem Leid war Wang' und Mund ihm bleich,
Doch blühend kam durchs duftige Gesträuch
Mit ihren Fraun die Königin gegangen.
Ihr Auge blieb wehmüthig an ihm hangen,
Das stolze Herz, es ward ihr mild und weich;
Sie neigte sich, der schlanken Blume gleich,
Und küßte sanft des Blassen Mund und Wangen.
Da flüsterten die Frauen hier und dort:
Wie mag sich doch die frische Rose nieder
Zum bleichen Kelch der Nachtviole neigen?
Doch sinnig sprach die Herrin dieses Wort:
Nicht küßt' ich ihn, ich küßte nur die Lieder,
Die blühend stets von diesen Lippen steigen.

Am 8. Februar 1816.

1.

Du Rose, die jetzt ohne Farb' und Schein
So traurig steht im öden Garten drüben,
Welch süßer Trost, o Ros', ist dir geblieben,
Wenn auch dein Laub die Winde jetzt verstreun!
An dir wird einst die Reizende sich freun,
Um dich sich einst, wenn du verwelkst, betrüben;
Das Schönste kann ja nur sich selber lieben,
Drum liebt sie dich, ihr schönstes Bild, allein.
O wenn ich doch mit leisen Zauberliedern
Aus deinem Schlaf dich aufzusingen wüßte!
Hat selbst den Tod doch einst ein Lied erweicht! —
Wol nahte dann, die Gabe zu erwidern,
Auch mir der Duft, der ihre Lippen küßte,
Und sie zu küssen wähnt' ich dann vielleicht.

2.

Wie Ros' und Duft ihr Bündniß nimmer trennen,
Sobald der Kelch entblüht dem holden Mai —
Und sind auch Ros' und Duft im Namen zwei,
Du denkst den Duft, willst du die Rose nennen —,
So lieb' ich zwei; doch kann ich nicht erkennen,
Ob diese dort und hier die andre sei,
Und bleib' ich stets auch einer Liebe treu,
Zwei Flammen sind's, die mir im Herzen brennen.
Ob auch der Duft den weiten Himmel füllt,
Er schwindet nie aus jenen sel'gen Blüten,
Die ihm der Lenz zur zarten Wieg' erkoren;
So muß auch mir ein einz'ges lichtes Bild
Ein doppelt Leid, ein doppelt Glück mir bieten,
Das nah mir weilt und das ich längst verloren.

Am 9. Februar 1816.

1.

O Frühling, komm! Laß deine Blumen keimen,
Erweck' im Hain der Vögel süßes Lied
Und schmücke bunt dein fröhliches Gebiet
Mit Duft und Glanz und goldnen Wolkensäumen!
Wenn Liebe singt in allen grünen Bäumen,
Im Quelle rauscht, im hellen Haine blüht,
Dann wird vielleicht mein trauerndes Gemüth,
Vom Glück umringt, sich selber glücklich träumen.
Doch wehe mir! Was blickt mein stiller Gram
Den Strahlen nach, die scheidend lang verglommen,
Und ruft umsonst die Schatten schönrer Tage?
Die jedes Glück aus meinem Leben nahm,
Hat auch dem Lenz die Liebeslust genommen
Und ließ ihm nichts als seine Liebesklage.

2.

Durch Berg und Thal, durch Hain und Wiesengrün
Entrieselt leicht die nimmer müde Quelle;
Bald siehst du tief des Himmels blaue Helle
Und Wolken bald durch ihren Spiegel ziehn.
Wo Baum und Busch am glatten Strande blühn,
Da muß sie rasch vorbei der holden Stelle;
Doch zögernd bricht und hemmt sich ihre Welle,
Wo Felsenhöhn sie rauh und wüst umziehn.
Wohin, wohin, unruhig fortgetragen,
O sehnend Herz, o Liebe, willst du eilen?
Wo ist das Thal, das friedlich dich umfängt?
Was gleitest du an deinen sel'gen Tagen
So schnell vorbei, um, ach, nur dort zu weilen,
Wo dich der Schmerz in enge Banden drängt?

Am 10. Februar 1816.

1.

Nichts wollt' ich mehr verlangen, nichts mehr flehen,
Dürft' ich mit dir, in sel'ger Glut entbrannt,
Von deinem Arm mit leisem Druck umspannt,
Nur einmal mich im raschen Tanze drehen
Und süß umhaucht von deines Mundes Wehen
Und Blick auf Blick in trunkner Lust gewandt
Mich, den ich nie in deinem Herzen fand,
Ach, einmal nur in deinem Auge sehen!
Doch hält mich längst von jenem einz'gen Glück,
Das gern vielleicht dein strenger Sinn gewährte,
Ein ernster Schwur, den ich mir that, zurück;
Und wenn auch einst die Sehnsucht mich bethörte,
Nah wärst du mir den kurzen Augenblick,
Doch ich dir fern, weil ich mich selbst nicht ehrte.

2.

Ihr bunten Aun, ihr Quellen und ihr Höhn,
Ihr Thäler und ihr dunkeln Laubenhallen,
Wo's ihr zu ruhn, zu wandeln einst gefallen,
Nie mag die Spur der Schönen euch vergehn!
Euch Wiesen soll ein reinrer Duft umwehn,
Ihr Wälder sollt von holdern Liedern schallen,
Mit kühlerm Trank, ihr klaren Bäche, wallen,
Und grünender, ihr stolzen Berge, stehn!
Daß, wenn bei euch des langen Pfads Beschwerde
Im süßen Schlaf der Wandrer überwunden,
Beim Scheiden so sein segnend Wort euch dankt:
Du sel'ge Flur des Friedens, heil'ge Erde,
Fast ist mir hier der Heimat Bild verschwunden,
Die alles hegt, wonach mein Herz verlangt.

Am 11. Februar 1816.

1.

An dich allein kann meine Seele denken,
Zum Liede wird, was ich von dir gedacht;
Kaum hat mein Geist des süßen Spieles Acht,
Weil unbemerkt ihn fremde Zauber lenken.
Wenn du dich kränkst, muß auch mein Lied sich kränken,
Und lächeln wird's, sobald dein Auge lacht;
Du hast den Sinn, ich nur die Form gemacht,
Kaum brauch' ich noch das Deine dir zu schenken.
Doch siehst du gern so treu dein holdes Bild,
Wie tief im Quell die Rosen sich erblicken,
Die ungeschmückt so wunderlieblich blühen;
So sei auch mir und meinen Liedern mild,
Die kunstlos dich mit keiner Schöne schmücken,
Die du nicht selbst, du Schönste, dir verliehen.

2.

Welch Blümchen flicht, eh dieser Kranz sich endet,
Zum letzten Schmuck der Sänger dir hinein?
Zu stolz ist mir der Lilie Silberschein,
Nie war mir hold die Rose zugewendet;
Maiblümchen sind's, die einst mein Herz verblendet,
Das Tausendschön, es blüht bei dir allein;
Vergißmeinnicht, wol würdet ihr es sein,
Wenn nicht zu oft die Dichter euch verschwendet.
So wähl' ich dich, das, eh die Stürme fliehn,
Die Glöckchen hebt aus schneebedeckten Keimen,
Ein Stündchen nur am fernen Licht zu blühn.
Hat auch dein Lenz dir wenig Lust verliehn,
Doch trägt dein Kelch an seinen Silbersäumen
Im Winter selbst der Hoffnung zartes Grün.

Am 17. Februar 1816.

(Ihrem Geburtstage.)

Sind Kränze nicht der Schmuck der Schönen,
Führt nicht bekränzt die Braut den Tanz,
Muß nicht ein Kranz den Helden krönen,
Ist nicht des Liedes Lohn ein Kranz?
Drum sollen stets auch diese Stunden,
Weil sie so Schönes uns verliehn,
Vom duft'gen Blumenkranz umwunden,
Sich schmücken mit des Frühlings Grün.

Mag auch der Winter sein sie nennen,
Weil er noch rauh die Flügel schwingt;
Wie sollen wir den Lenz erkennen,
Als an den Gaben, die er bringt?
Und sagt nicht jedes Herz sich immer,
Wenn ihm dein Auge freundlich lacht:
Der schönste Mai, wol hat er nimmer
So holde Blumen uns gebracht?

Des Lebens leichte Flügel bindet
An Raum und Zeit der stolze Wahn;
Doch was den Gott in sich empfindet,
Das schwebt auf selbst erkorner Bahn.
Hell flammt ein himmlischer Gedanke
Auch aus des Kummers Nacht hervor,
Und blühend schlingt die zarte Ranke
Am rauhen Felsen sich empor.

So zog mit seinen Dienern allen,
Mit Duft, Gesang und Sonnenschein,
Einst in des Winters dunkle Hallen
Der schöne Frühling prangend ein,
Und ließ aus seinen Siegeszweigen,
Um jenen holden Augenblick
Nach fernen Jahren zu bezeugen,
Die schönste Blume, dich, zurück.

Drum schmückte stets mit allen Blüten,
Mit allem, was im jungen Jahr
Die Wiesen und die Haine bieten,
Sich dieser Tag sein goldnes Haar.

Den Sieger mag der Lorber krönen,
Die Liebe sich der Myrte freun;
Dem holden Geber alles Schönen
Muß alles Schöne dienstbar sein.

Am 19. Februar 1816.

Holder Tag, der allen Wesen
Licht und Leben gibt und Prangen,
Du, mit rosenrothen Schwingen
Leis' erweckend Wies' und Hain,
Kannst du nicht den Schlummer lösen,
Der betäubend mich umfangen,
Nicht aus diesen Zauberringen
Wüsten Wahnes mich befrein?

Stille Nacht mit kühlem Schatten,
Die du mütterlich den Schleier
Deinen tagesmüden Kindern
Um die dunkeln Augen ziehst,
Kannst du nicht dem Todesmatten
Seiner Wunden brennend Feuer,
Jener Pfeile Gift ihm lindern,
Das die Adern ihm durchfließt?

Weh, wie ist das helle Leben
So zum Traum mir umgestaltet!
Weh, wie schleudert selbst im Traume
Mich das Leben hin und her!
Wie die Lüfte wehn und weben,
Wie die Welle wogt und waltet,
Schwimm' ich gleich zerflossnem Schaume,
Liebe, durch dein wildes Meer.

Am 20. Februar 1816.

Lächeln soll ich jetzt und scherzen
Mit verweintem Angesicht,
Soll mit leichten Worten spielen,
Wenn von kämpfenden Gefühlen,
Wenn von tief verborgnen Schmerzen
Laut im Herzen
Jeder rasche Puls mir spricht.

Liebe, kannst du mir's vergeben?
Ring' ich nicht mit deiner Macht?
Frevel ist's, dein heil'ges Feuer
Zu umziehn mit dunkelm Schleier.
Wo die Götter herrschend schweben,
Will ihr Leben
Leuchten durch die ird'sche Nacht.

Wenig rührt's die stolzen Mächte,
Ob sie Schmerz, ob Lust verleihn;
Rastlos wollen sie sich regen,
Nur die ew'ge Kraft bewegen,
Und dem sterblichen Geschlechte
Soll das Rechte,
Was der Starke fordert, sein.

Aber wie von Blitzespfeilen
Hell der Eiche Haupt entglüht,
Und dem Strahl, der sie entzündet,
Jetzt die eigne Kraft verbündet,
Und im wilden Sturmesheulen
Flammensäulen
Ihrem Feind entgegensprüht:

So soll auch das Herz nicht zagen
Vor der Götter glühndem Wehn,
Denn ihr Wandeln und ihr Walten
Wird auch ihm die Kraft entfalten.
Wer ihr mächt'ges Nahn ertragen,
Darf es wagen,
Selbst die Sieger zu bestehn.

Wilde Glut, ich will dich zwingen,
Will nur lächeln, klagen nie,
Daß die Süße, die ich liebe,
Nicht im stillen sich betrübe.
Mag mein Herz im Kampfesringen
Auch zerspringen,
Tod und Leben sind für sie!

Am 11. März 1816.

Sie, die sich treu dem Wankenden verbanden,
Als feindlich mir mein böser Stern erschien,
Die Einzigen, die ganz mein Herz verstanden
Und Liebe mir für Liebe gern verliehn,
Sie seh' ich jetzt hinweg zu fernen Landen
Der schönen Pflicht, dem Lohn entgegenziehn;
Ich muß allein in diesem armen Treiben
Der kalten Welt mit glühndem Herzen bleiben.

Wol würde dort in jenem reichen Leben,
Wo, gleich dem Licht im hellen Edelstein,
Mit freiem Glanz die regen Funken schweben
Und immer neu ihr farb'ges Feuer streun,
Auch meine Kraft gereizter sich erheben
Und fröhlicher die Phantasie gedeihn;
Wo Strahlen gern an Strahlen sich entzünden,
Wol würd' auch ich dort Gunst und Liebe finden.

Hier muß ich scheu die heil'ge Glut verhüllen
Und dämpfen, was ein Gott mir angefacht;
Und wenn auch heiß mich tausend Flammen füllen,
Und mächtig Lust und Leid in mir erwacht,
Nicht kann ich hier den Durst des Herzens stillen,
Denn keiner ist, der mit mir weint und lacht.
In eigner Brust muß ich den Frühling tragen,
Und dennoch sieht mein Blick ihn nimmer tagen.

Und, ach, doch hält ein trügerisches Sehnen,
Ein langer Wahn, ein nie errungnes Glück,
Ein ew'ger Kampf um Schmerzen nur und Thränen
Von neuem stets den Fliehenden zurück!

Für jenen Lenz, den tausend Strahlen krönen,
Begehr' ich hier nur einen holden Blick.
Ach, du nur bist's, du meine Lust, mein Leiden,
Du mein Geschick, du läßt mich nimmer scheiden!

Wie tausendfach die Wurzeln sich durchwinden,
Woraus der Baum zum Himmel sich erhebt,
So ist mein Thun, mein Denken, mein Empfinden,
Mein ganzes Sein mit diesem Ort verwebt,
Und Berg und Thal, Quell, Wies' und Hain verkünden,
Wie ich geliebt, gelitten und gelebt;
Das Theuerste, was mir die Welt beschieden,
Es lacht und blüht, es schlummert hier im Frieden.

Wol mag, geraubt den mütterlichen Auen,
Ein zarter Strauch im fremden Boden stehn;
Doch wird umsonst der Himmel ihn bethauen,
Umsonst der Hauch des Lenzes ihn umwehn.
Sehnsüchtig wird die Blüte dorthin schauen,
Wo sie zuerst das schönre Licht gesehn;
Der kurze Reiz, den Sorg' und Fleiß ihr geben,
Ist nur ein Traum, ein nachgeahmtes Leben.

So hang' auch ich an deinen sel'gen Blicken,
So bin ich fest an deinen Pfad gebannt
Und trage stolz die Fesseln, die mich schmücken,
Und wähle süß den Schmerz von deiner Hand.
Nicht kann die Gunst der Fremden mich beglücken,
Hier weilt mein Herz, hier ist mein Vaterland;
Kein blühnder Kranz darf meine Locken krönen,
Mein Lorber wuchs, gepflegt von Gram und Thränen.

Welch Schicksal hier die Götter mir bereiten,
Ich weiß es nicht und mag es nicht erspähn.
Mir ward bestimmt, durch Dunkel fortzuschreiten,
Verschleiert nur die schöne Welt zu sehn.
Ein Licht nur glänzt, mich durch die Welt zu leiten,
Und schwindet nie, wie auch die Stürme wehn.
Mein Herz erkennt, woher sein Glanz mir schimmert;
Wohin es ruft, das hat mich nie bekümmert.

Denn wie der Stern zu jenem sel'gen Kinde
Die Weisen einst durch fernes Land geführt,
So folg' auch ich, wie auch der Pfad sich winde,
Wie auch das Ziel im Dunkel sich verliert.
Eins weiß ich doch: daß ich ein Kleinod finde,
Das selbst den Schmerz mit goldnen Strahlen ziert;
Denn schönern Ruhm kann nie das Herz erwerben,
Als treu zu sein im Leben und im Sterben.

Wol wird vielleicht nach wenig kurzen Tagen
Im langen Schlaf mir jeder Wunsch gestillt;
Gern hör' ich jetzt die dunkle Stunde schlagen,
Mein Herz ist leicht und mein Gelübd' erfüllt;
Denn was ich tief in treuer Brust getragen,
Strahlt herrlich jetzt, ein himmlisch lichtes Bild,
Und seit ich jüngst den freud'gen Sieg gewonnen,
Ist halb die Nacht des Lebens mir zerronnen.

Und wie, genaht des Grabes stiller Schwelle,
Der Sterbende noch einmal froh erwacht,
Und in dem Blick ihm überird'sche Helle
Und Morgenroth auf seiner Wange lacht,
Als ob sich Erd' und Himmel schon geselle
Und schon in Eins zerrinnen Licht und Nacht,
So scheint auch mir, daß jetzt, indem ich scheide,
Sich freundlicher mein finstres Leben kleide.

Denn jener Traum aus längst verblühten Stunden,
Als ich beglückt zu deinen Füßen saß,
Und süß getäuscht, ach, was nur ich empfunden,
In deinem Blick, in deinem Lächeln las,
Der sel'ge Traum, der mir so bittre Wunden,
So tiefe schlug, wovon ich nie genas,
Wie Blumen, die am dunkeln Abgrund sprießen,
So scheint er jetzt noch einmal mich zu grüßen.

So sah ich einst dein Bild sich mir verklären,
So hat auch einst dein Auge mir gelacht,
So freundlich einst, den Kummer zu beschwören,
Dein mildes Herz für deinen Freund gewacht.
O laß den Wahn bis an mein Ende währen,
O wandle nicht von neuem Tag in Nacht!

Nur kurze Zeit laß mir den Himmel offen,
Bald werd' ich nichts mehr bitten, nichts mehr hoffen.

O sei mir mild! Jetzt bin ich ganz verlassen,
Wenn noch einmal, wie einst, dies Glück verblüht;
Kein Freundesarm kann jetzt mich rettend fassen,
Wenn mich der Sturm in seine Strudel zieht.
O sei mir mild! Du kannst ja den nicht hassen,
Der gern für dich von allem Theuern schied,
Der nicht gezagt, ein ganzes reiches Leben
Für einen Wunsch, für einen Schmerz zu geben.

Wol mag das Spiel mit nie getäuschten Pfeilen,
Der sichre Sieg ein stolzes Herz erfreun;
Doch schöner ist's, den Blutenden zu heilen
Und mächtig zwar, doch milder noch zu sein.
Dein bin ich längst, ich kann dir nicht enteilen;
So achte denn mein Wohl und Weh auch dein.
Der nie gefragt, wie schwer sie ihn umwinden,
Laß unverhofft ihn leicht die Ketten finden!

Am 4. April 1816.

Frühling, der mit leisen Schwingen
Lau mir um die Wangen spielt,
Ach, du kannst nicht wiederbringen,
Was ich einst in dir gefühlt!

In des Haines grüner Halle,
An des Baches hellem Lauf
Weckest du die Lieder alle,
Alle Blumen wieder auf.

Und doch kehren jene Lieder,
Die den Glücklichen entzückt,
Jene Blumen nimmer wieder,
Und mein Haupt bleibt ungeschmückt.

Fremde Bilder seh' ich schweifen,
Räthsel, neu und wunderbar,
Und mein Herz kann nicht begreifen,
Was ihm sonst so deutlich war.

Dieses Duften, dieses Prangen,
Hat es einst mich doch ergötzt;
Warum rinnt mir von den Wangen
Denn die bittre Thräne jetzt?

Schönes, dacht' ich, seh' ich blühen,
Und das Schönre folgt ihm nach.
Ach, des Menschen Wünsche fliehen
Spurlos wie die Well' im Bach.

O du rasches junges Leben,
Ewig wechselnd, ohne Ruh,
Durftest du mir Treue geben
Und die Hoffnung nicht dazu?

Am 6. April 1816.

So scheid' ich denn mit stiller Klage
Von meiner Wünsche süßem Ziel;
Und scheid' ich auch auf wenig Tage,
Ach, wenig Tage sind zu viel.

Die Liebe zählet nicht nach Stunden
Und nicht nach Jahren ihre Zeit;
Der Tag, der einsam ihr entschwunden,
Ist ihr ein langes, ew'ges Leid.

Denn köstlich sind die Augenblicke,
Die nur ein Gott uns nimmt und gibt;
Oft führt die kurze Zeit zum Glücke,
Und nur die kurze den, der liebt.

Dem Zufall ist der Gott gewogen,
Auf Flügeln naht sich der Gewinn;
Doch wenn die rasche Gunst entflogen,
Ist auch die lange Müh dahin.

Wie manches wollt' ich heut' ihr sagen,
Wie war das Glück mir hold und treu,
Wie manches durft' ich flehn und wagen!
Und dennoch stand ich blöd' und scheu.

Drum scheid' ich auch mit schwerem Herzen
Von diesem vielgeliebten Ort
Und nehme alle meine Schmerzen
Und keine Freude mit mir fort.

Am 7. April 1816.

Du Veilchen auf der Frühlingsau,
Wie stehst du tief ins Grün gebogen
Und hast von kühlem Morgenthau
Den kleinen Kelch so voll gesogen!

Du fühlst wol auch schon, kaum entblüht,
Der bangen Liebe Sorg' und Sehnen,
Die vor dem Blick der Menschen flieht
Und dunkle Schatten liebt und Thränen.

Mag freundlich auch das Sonnenlicht
Um deine grüne Wiege glimmen,
Dich wärmt sein lauer Schimmer nicht,
Solang die Perlen in dir schwimmen.

Doch bist du glücklicher als ich,
Denn keiner wehrt es dir, zu weinen,
Und eine liebt und findet dich
Und wird es freundlich mit dir meinen.

Drum zittre nur im Morgenwehn
Und nähre deine süßen Schmerzen!
Dann blühst du doppelt frisch und schön
Und duftiger an ihrem Herzen.

Sie liebt die Blumen auf der Flur,
Sie liebt die Vögelein am Bache,
Und, ach, mich einen flieht sie nur,
Und dennoch will sie, daß ich lache!

Am 19. April 1816.

Gastliches Haus! Schon kehr' ich zurück, da ich eben geschieden,
Scheue mich nicht zu empfahn, was du so willig gewährst;
Denn hier zählet der freundliche Wirth die gefällige Gabe
Nie, und der fröhliche Gast nie die genossene Lust.
Jenem erscheint die Müh zu gering, als daß er sie merke,
Diesem der heitre Genuß, um ihn zu messen, zu groß.

Hildesheim.

Den 20. April 1816.

Durch die Thäler und über die Höhn
Flieh' ich so leicht wie des Windes Wehn;
Von der Wiese, von Busch und Baum
Streif' ich die thauigen Tropfen kaum.

Duftige Blätter und schwellendes Grün
Pflück' ich mir ab im Vorüberfliehn,
Hole vom Bach mir den kühligen Trank,
Bade die Glieder, so glatt und schlank.

Quelle, wie rieselst du rasch im Hain,
Hole das flüchtige Reh doch ein!
Quelle, wie blitzest du licht und klar!
Lichter noch blitzet mein Augenpaar.

Frühlingssäuseln und Morgenstrahl
Spielen so lustig in Wald und Thal,
Wie sie spielen, so spiel' ich auch
Mit den Gesellen durch Busch und Strauch.

Lieber Jäger, o laß uns gehn,
Möchten gern mehr von der Welt noch sehn;
Lebten noch gar zu kurze Zeit,
Thaten ja keinem noch was zu Leid.

Hast du ein Liebchen, so bring's herbei,
Wo wir spielen so frisch und frei,
Daß dich das blühende Liebchen küßt,
Freuet sich, daß du ein Jäger bist.

Am 22. April 1816.

Lächelt auch auf Hain und Auen
Hold dein lieblich laues Licht,
Frühling, ach, wer darf dir trauen
Auf dein freundlich Angesicht,
Wenn dich Thränen doch befeuchten
Und das trauernde Gemüth
Finstrer nur in deinem Leuchten
Seinen eignen Kummer sieht?

Ach, wol ist's ein banges Sehnen,
Was verlangend in dir schwillt,
Und von süßen Wehmuthsthränen
Sind die Blüten wol erfüllt;
Doch verklärt vom Liebesglanze,
Von der Hoffnung lichtem Grün,
Sollt' in deinem Blumenkranze
Selbst die Trauer lieblich blühn.

Vieles muß das Herz ertragen
Bei des Zufalls blindem Spiel;
Ach, selbst in beglückten Tagen
Hat es Thränen nie zu viel.
In den goldnen Wolkensäumen
Lauscht das dunkle Wetter gern;
Hoffen darfst du nur und träumen,
Denn das Glück bleibt ewig fern.

Aber auch wenn oft hienieden
Unsre Träume schnell verwehn,
Ward die Treu uns nur beschieden,
Mag die Freude gern vergehn!
Treue hält mit starken Ketten,
Was uns flüchtig einst erfreut;
Kannst du auch die Lust nicht retten,
Süß ist um die Lust das Leid.

An demselben Tage.

Wie nahe sind sich Lust und Leid!
Oft läßt sich kaum die schmale Grenze messen;
Wo jeder Augenblick des Bleibens uns erfreut,
Muß man im Scheiden selbst des Scheidens Schmerz vergessen.

Am 23. April 1816.

Nun, so muß der Wandrer scheiden
Von der Freude Sonnenblick;
Ewig finden, ewig meiden
Ist der Sterblichen Geschick.
Wie er kam mit Leid und Schmerzen,
Also geht er auch mit beiden,
Doch viel anders, jetzt zurück;
Eins vergaß er — alte Leiden,
Eins gewann er — neues Glück.

Am 24. April 1816.

Ewig muß das Leben keimen
Aus dem dunkeln Schooß der Erde,
Daß zu wandelbaren Träumen
Alles, was wir liebten, werde.
Sehnst du dich, ein Bild zu halten,
Daß es bleibend dich erfreue,
Wird es flüchtig sich aufs neue
In ein fremdes umgestalten.

Wo die Knospen heut' erwachten,
Wirst du morgen Blätter finden;
Wenn die Blüten kaum dir lachten,
Muß auch schon die Frucht sich ründen.
Frühling, ach, wer kann dich sehen
Und an deinem Glanz sich weiden?
Bist ja nur ein ew'ges Scheiden,
Ew'ges Wechseln und Vergehen.

Blumen, welche schnell verblühen,
Heitres Blau in hohen Fernen,
Wolken, die vorüberziehen
Vor des Himmels festen Sternen,
Leise Töne, die verschweben,
Fremde Bilder, flücht'ger Schimmer —
Frühling, ach, wol irrt man immer,
Nennt man Liebe dich und Leben.

An demselben Tage.

Zum Unglück nur bestimmten mich die Sterne;
O haltet mich nicht länger hier zurück,
Damit ich nicht, verwöhnt durch langes Glück,
Die schöne Kunst zu dulden ganz verlerne!

Am 25. April 1816.

Der Frühlingslüfte lieblich leises Wallen,
Das lichte Grün, das Hain und Wiese schmückt,
Das erste Lied der frühen Nachtigallen,
Der Blütenschnee, der aus den Knospen blickt,
Der laue Lenz mit seinen Träumen allen
Hat hier mit euch mich doppelt süß entzückt;
Wie ein Gedicht aus Lieb' und Lust und Schmerzen,
So trag' ich euch und ihn in meinem Herzen.

Ich scheide jetzt und wähne nicht zu scheiden,
Da ewig mich dies holde Bild umschwebt;
Ich will es nicht in arme Worte kleiden,
Was wie ein Traum mir reich im Busen lebt.
An Worten mag der helle Geist sich weiden,
Der fern hinaus auf sichern Bahnen strebt;
Im Glockenklang, in leiser Düfte Wehen
Wird leicht das Herz, was es gefühlt, verstehen.

So hab' ich jetzt in tausend süßen Zeichen
Euch ewig nah', und lebe mit euch fort;
Wenn längst nicht mehr die Stimmen sich erreichen,
Wählt Liebe Duft und Farb' und Glanz zum Wort.
O holde Sprache! Boten sondergleichen!
Sie scheiden nie und sind doch hier und dort.
Wo ich auch sei, stets wird mit leichten Schwingen
Der schöne Lenz von euch mir Kunde bringen.

Auf dem Hübichenstein.

Am 27. April 1816.

Tief im Gebirg am Tannenhain
Steigt aus dem Thal ein alter Stein,
Er schaut ins Land hinaus gar fern,
Ihm nahn die Menschen nimmer gern.

Dort spannt sein Netz der Epheu aus
Und wölbt ein schattig grünes Haus,
Am Rande schwillt das Moos so weich,
Tief rinnt die Quelle durchs Gesträuch.

Dort sitzt der Elf im Mondenstrahl
Und singt hinab ins dunkle Thal;
Wie Windeshauch, wie Glockenklang,
So schallt sein Lied das Thal entlang:

Wie einsam ist es auf den Höhn!
Wie schaurig hier die Winde wehn!
Dumpf rauscht der wilde Bach herauf
Und sucht durchs Dunkel seinen Lauf.

Ich schau hinab den Bergespfad,
Ob nicht ein Menschenkind sich naht;
Doch alle ziehen fort ins Land
Und scheun sich vor der Elfenwand.

Der Aermste, der die Felder baut,
Hält sicher dort im Arm die Braut;
Der Schäfer weiß die Trift, den Bach,
Wo seine Liebste weiden mag.

Sie grüßen sich mit Hand und Blick,
Sie geben Wort und Kuß zurück,
Sie drehn sich froh im bunten Reihn;
Ich sitze traurig und allein.

Ich habe Blumen, roth und blau,
Die glänzen schön von frischem Thau;
Ich habe Gold, so rein und licht,
Und nur die Liebe hab' ich nicht.

Und keine freut sich meiner Kraft,
Wenn sie in Höhn und Tiefen schafft,
Der Sturm nur jauchzt auf meinen Ruf,
Die Blume weiß nicht, wer sie schuf.

Was soll ich winden Kranz und Strauß,
Bleibt ewig mir die Liebste aus?
Was soll ich hüten all mein Gold,
Wird drum kein treues Herz mir hold?

O Liebesflamme, Liebeslust,
Nie wärmst du meine wilde Brust!
Das blühnde Leben, weich und warm,
Ruht kalt im luft'gen Geisterarm.

Und spiegelt auch im tiefen Quell
Mein Bild sich schön und mondenhell,
Heran, du Nacht und Nebelwehn!
Ich mag mein Bild nicht länger sehn.

So singt der Elf im Dämmerstrahl;
Sein Lied verhallt im dunkeln Thal,
Dann spannt er seine Flügel aus
Und füllt die Nacht mit Sturm und Graus.

Ueber Wildemann,

einem Bergstädtchen am Harz.

Den 28. April 1816.

Die Winde sausen
Am Tannenhang,
Die Quellen brausen
Das Thal entlang;
Ich wandr' in Eile
Durch Wald und Schnee
Wol manche Meile
Von Höh zu Höh.

Und will das Leben
Im freien Thal
Sich auch schon heben
Zum Sonnenstrahl,
Ich muß vorüber
Mit wildem Sinn
Und blicke lieber
Zum Winter hin.

Auf grünen Heiden,
Auf bunten Aun
Müßt' ich mein Leiden
Nur immer schaun,
Daß selbst am Steine
Das Leben sprießt,
Und, ach, nur Eine
Ihr Herz verschließt.

O Liebe, Liebe,
O Maienhauch,
Du drängst die Triebe
Aus Baum und Strauch.
Die Vögel singen
Auf grünen Höhn,
Die Quellen springen
Bei deinem Wehn.

Mich läßt du schweifen
Im dunkeln Wahn
Durch Windespfeifen,
Auf rauher Bahn.
O Frühlingsschimmer,
O Blütenschein,
Soll ich denn nimmer
Mich dein erfreun?

Reiseerinnerung.

Den 2. Mai 1816.

Wo die alten Ströme rauschen
Aus dem wald'gen Felsenthor,
Setzt' ich einsam mich, zu lauschen,
Und dies Singen scholl empor:
Es flutet die Welle
Vom Dunkel ins Helle,
Ins grünende Thal aus den Wäldern hervor.

Wenn die Klippen mächtig ragen,
Wenn das Eis die Bahn verhüllt,
Nimmer soll das Leben zagen,
Das aus reichen Tiefen quillt.
Was göttlich entstanden,
Trägt irdische Banden,
Doch strahlt ihm im Busen das himmlische Bild.

Zürnst du, daß die moos'gen Bäume
Dort die wilde Flut entrafft,
Wenn sie hier aus dunkelm Keime
Freundlich neue Blüten schafft?
Im Lieben und Hassen,
Im Nahen und Lassen
Rollt wechselnd durchs Leben die waltende Kraft.

Trümmer müssen bald sich spiegeln
Auf den raschen Wellenhöhn,
Bald von sonnenhellen Hügeln
Stolze Schlösser niedersehn.
Die Schlösser, die Trümmer,
Sie halten uns nimmer,
Forttreibet den Strom das lebendige Wehn.

Aber wenn die leichten Wogen
Durch des Strandes Lust und Graus
Wandelbar hinabgezogen
In Neptunus' weites Haus,
Dann breitet um alle
Die himmlische Halle
Mit ewigen Sternen unendlich sich aus.

Also hört' ich's rauschend tönen
Aus der Wogen raschem Streit,
Und ich ging mit stillerm Sehnen
Durch die Waldeseinsamkeit.
Was frommen die Klagen?
Du mußt es ertragen.
Einst rinnen zusammen die Lust und das Leid.

Am 3. Mai 1816.

Für der Liebe frische Blüten
Gibst du welke Rosen mir;
Doch ich will sie freundlich hüten,
Wie das lange Leid von dir.

Wenn in trüben Wintertagen
Künftig nun die Stürme wehn,
Soll ihr bleiches Bild mir sagen,
Was mir selber einst geschehn.

In des Frühlings Blütenhallen
Sahn auch wir den Sonnenschein,
Und das Lied der Nachtigallen
Sang auch uns in Schlummer ein.

Die das Glück nur einst besessen,
Die verläßt sein Schatten nie;
Bittrer ist es, zu vergessen,
Als zu klagen spät und früh.

Blieb von allem unsern Prangen
Auch der Dorn uns nur zurück,
Trauernd freun wir uns und hangen
An dem hingewelkten Glück.

Am 4. Mai 1816.

Wenn das Abendroth zerronnen,
Steigen Mond und Stern' empor,
Und wenn Stern' und Mond erbleichen,
Tritt die Sonn' aus goldnem Thor.

In des Himmels Rosenglanze,
In der Sonne klarem Licht,
In dem Mond, in allen Sternen
Seh' ich nur dein Angesicht.

Andre gehen mir vorüber,
Und ich schaue sie nicht an;
Dich errath' ich schon von ferne,
Eh' ich dich erkennen kann.

Aber wenn du nah gekommen,
Kann ich doch dich nimmer sehn,
Weil vor Freud' und Schmerz und Zagen
Mir die Augen übergehn.

Ach, wie kann ich dein vergessen,
Dein gedenken ohne Leid?
Bist mir ewig ja so nahe,
Bist mir ewig ja so weit.

Am 5. Mai 1816.

Die ersten Veilchen, die entsprossen,
Du nahmst sie an und danktest still;
Doch heut' ist deine Thür verschlossen,
Da ich die letzten bringen will.

Die ersten wollten kaum entkeimen,
Die letzten wollen schon vergehn;
So hab' ich auch von meinen Träumen
Die volle Blüte nicht gesehn.

Doch meine Träume blühn und leben
In leisen Liedern noch für dich;
Die Veilchen können nichts mehr geben,
Wenn matt ihr zartes Haupt verblich.

Jetzt welken sie in kaltem Regen,
Weil ich sie fort ins Dunkel warf;
Nicht mag ich Schönes sehn und pflegen,
Wenn ich es dir nicht bieten darf.

Am 6. Mai 1816.

O lindes Duften, holdes Keimen,
O frisches Leben, laues Licht,
Wie neckst du mich mit süßen Träumen!
Doch was ich träume, gibst du nicht.

Die Blüten fallen und verwehen,
Und neue blühen auf am Baum;
Die Sonne bleibt am Himmel stehen
Und sieht herab und merkt es kaum.

Und säng' ich auch so viele Lieder,
Als Blüten glänzen nah' und fern,
Sie klängen und verklängen wieder,
Und was ich wünsche, bliebe fern.

An den Hofrath T.

Am 8. Mai 1816.

Frühling, klagen wir oft, wie schwindest du schnell aus dem Leben,
Und wie schwindet mit dir, was du geschaffen, dahin!
Wünsche verliehst du uns nur und hochaufstrebende Hoffnung,
Aber das kältere Herz spottet der kindischen Lust,
Und was fröhlich und frei sich ergötzt in beweglicher Willkür,
Neigt in den Banden der Pflicht welkend das blühende Haupt.
Thöricht scheint mir der Wahn, der am fliehenden Bild der Erscheinung
Hängt und den waltenden Geist, der sie beseelte, vergißt.
Einmal nur rinnt flüchtig das Gold in erzitternden Wellen,
Lieblich, mit farbigem Glanz, spielen die Flammen umher;
Doch dann ruhet es lauter und fest in gediegener Klarheit,
Und in sichrer Gestalt bindet und lenkt es die Welt.
Kraft und Liebe bewegen den Lenz; doch schwindet die Kraft denn,
Schwindet die Liebe dahin mit der vergänglichen Lust?

Mag auch die Blüte verwehn, sie nähren in heiligen Tiefen
 Auf dem verborgenen Herd ewig die schaffende Glut,
Schmücken im schwüleren Sommer das Feld mit der goldenen Garbe,
 Ziehn um den herbstlichen Baum üppige Reben umher,
Und wenn zögernd der Winter genaht, dann pflegen sie freundlich,
 Bis sich das eisige Band löst, den unsterblichen Lenz.
Laß denn schwinden die Bilder der Lust und der fröhlichen Jugend
 Grünende Kränze, die einst heiter das Haupt dir geschmückt!
Welk auch freuen die Kränze dich noch, und die holden Gestalten
 Blühen in friedlicher Brust stiller und sinniger fort.
Denn nicht scheidet das Leben von uns, wir scheiden vom Leben;
 Nicht durch den Gott, es erlischt nur durch den Priester die Glut.
Herrliches ward dir verliehn, und herrlicher gabst du es wieder;
 Schwand auch manches, es bleibt, weil du es bildetest, dein.
Hegst du doch stets in dem Herzen die Kraft, die das Schöne geboren,
 Hegst du die Liebe doch stets, welche das Schöne beseelt.

Canzone.

Am 28. Juli 1816.

Liebeslieder, holde Träume,
Blüten meiner süßen Mühe,
Die ich heimlich auferziehe
Aus dem tief verborgnen Keime,
Könnt' ich doch in blaue Lüfte
Und in Morgenroth euch tauchen
Und des Frühlings reinste Düfte
In den zarten Kelch euch hauchen,
Daß für euer buntes Glänzen
Und für eures Athems Süße
Meine Lieb' euch würdig hieße,
Die Geliebte zu bekränzen,
Und sie dann vor allen Frauen
Durch des Freundes holde Gaben
Hocherhaben
Ging' und göttlich anzuschauen!

Vögelein mit leichten Schwingen,
Die ich sende zu der Schönen,
Meine Freuden, meine Thränen
Und mein Sehnen ihr zu singen,
Möchtet ihr so lieblich flöten
Wie die holden Nachtigallen,
Wenn sich alle Knospen röthen
Von des Lenzes lauem Wallen,
Um mit süßen Liederweisen
Ewig, ewig nur die Eine,
Die ich minne, die ich meine,
Zu ergötzen und zu preisen,
Daß sich weit das Tönen schwänge,
Und im fernesten Gefilde
Ihrer Milde,
Ihrer Schöne Ruhm erklänge!

Denn sie hat mein ganzes Streben
Nur an ihren Wink gebunden,
Und mein Leben ist entschwunden,
Um in ihr allein zu leben.
Alles möcht' ich gern ihr schenken,
Und doch kann ich nichts ihr bieten;
Denn mein Träumen und mein Denken
Sind nur ihres Reizes Blüten.
Und wie reich mein treues Lieben
Und ihr Lächeln auch mich machten,
Immer muß ich arm mich achten
Und im Herzen mich betrüben,
Daß ich für die blühnden Kronen,
Die durch sie mich hold umranken,
Ihr zu danken
Nur vermag, doch nicht zu lohnen.

Alle Seufzer, alle Klagen,
Alles Träumen, Hoffen, Wähnen,
Alles glühnde Flehn und Sehnen,
Alles heilig stille Zagen,
Alles, was in sel'gen Wonnen,
Was in thränenreichen Schmerzen
Lieb' empfunden und begonnen,
Regt sich wechselnd mir im Herzen,

Alles streb' ich zu ergießen.
Aber Flammen müßt' ich mischen,
Schwüle Glut durch Thau erfrischen
Und durch Honig Gift versüßen,
Wollt' ich treu in hellen Bildern
Meine Liebe, meiner Leiden,
Meiner Freuden
Ewige Verwandlung schildern.

O ihr unerforschten Quellen,
Die mit wallenden Gefühlen
Flüchtig meine Brust umspielen,
Nie versiegen, immer schwellen,
O wie lacht in euern Spiegeln,
Angethan mit Himmelsgolde
Und mit lichten Engelflügeln,
Meine Reine, meine Holde!
Aber taucht in sel'gem Sinnen
Meine Seel' in euch hernieder,
Fliehn die Wellen hin und wieder,
Farben und Gestalt zerrinnen,
Und noch holder in der Ferne
Seh' ich dann ihr blühndes Leben
Tiefer schweben,
Gleich des Himmels fernstem Sterne.

Worte, was ist euer Tönen,
Wenn ihr nicht mit Geisterschwingen
Könnt ins innre Leben dringen,
Lösen nicht das Band des Schönen?
Warum wollt ihr, leichte Träume,
Zu dem Heil'gen mich entführen,
Wenn ihr nur die letzten Säume
Seines Schleiers könnt berühren?
Warum strebst du ewig glühend,
Sehnsucht, nach dem sel'gen Ziele,
Das dich täuscht mit luft'gem Spiele,
Immer nahend, immer fliehend?
Herz, was frommt es, zu empfinden,
Kannst du nie das rege Walten
Der Gestalten,
Die du selber schufst, ergründen?

Nun so magst du, Lied der Minne,
Wie ein bleicher Schatten schweben,
Der nur träumt vom hellen Leben,
Fern von seinem heil'gen Sinne!
Kannst du bis zu ihr gelangen,
Wirst du leicht von ihrer Schöne
Alle Töne,
Die ich dir gewünscht, empfangen.

Auf der Bettenburg.

Am 9. October 1816.

Wolken wehn und Winde brausen
Um die Burg im Mondenstrahl,
Durch die Wälder zieht das Grausen
Und der Schlummer durch das Thal.

Und ich stehe dir so ferne
Auf dem ragenden Gestein;
Nur die Winde, nur die Sterne
Können meine Boten sein.

Traurig wehn die Wind' hinüber,
Doch die Sterne leuchten mild;
Keine Boten send' ich lieber,
Denn sie bringen dir mein Bild.

Denkst du bei der Winde Wehen
Auch an meine Klagen nicht,
Meine Liebe kannst du sehen
An der Sterne stillem Licht.

Beim Abschied von der Bettenburg.

Am 10. October 1816.

Auf der bettenburger Feste
Haust ein edler, deutscher Mann;
Fröhlich klopfen alle Gäste
An des Schlosses Pforten an.

Pilger, Sänger, kühne Ritter
Legen gern die Bürden ab,
Bei dem Hifthorn ruht die Zither,
Bei dem Schwert der Wanderstab.

Und nur Einer kam mit Schmerzen
An das gastlich hohe Thor,
Und er tritt mit schwerem Herzen
Jetzt zur neuen Fahrt hervor.

Denn ein feindlicher Begleiter
Zieht ihm nach, ein wilder Geist,
Der ihn ewig, ewig weiter
Durch die Länder wandern heißt.

Und er fürchtet zu verweilen
In des Friedens stillem Haus,
Denn die bösen Mächte theilen
Böse Gastgeschenke aus.

Dieses ungestillte Sehnen,
Diese tief verletzte Brust,
Diese Klagen, diese Thränen
Bringen keinem Ruh' und Lust.

Und so zieht er ewig weiter
Durch die Felder, durch den Wald,
Und die Sonn' ist warm und heiter,
Und sein Auge trüb' und kalt.

Am 22. December 1816.

Nicht im Leben, nicht im Lieben
Hoff' ich Ruhe mehr und Glück,
Nur zwei stille Wünsche blieben
Noch im Herzen mir zurück.
Doch weil man bei zarten Frauen
Lieber Blick als Stimme fragt,
Will ich leisem Klang vertrauen,
Was mein Mund zu nennen zagt.

Möchtest du aus bunten Blüten,
Gleich den Liedern, die ich sang,
Freundlich einen Kranz mir bieten,
Süßen Duft für süßen Klang!
Und wenn dann in guter Stunde
Mir die Götter Muth verleihn,
Mög' ein Kuß von deinem Munde
In dem Kranz die Rose sein.

Canzone.

Am 25. December 1816.

Durch grüne Bäume,
Die matt besonnt im Abendrothe blühen,
Beginnt so leis' ein holder Ton zu ziehen,
Als ob der Hain von seinen Liedern träume,
Und, in ein zartes Klingen
Verwandelt, jetzt der Blüten duft'ges Leben
Sich still erheb' auf wandelbaren Schwingen,
Ein tönend Netz um Erd' und Luft zu weben
Und jedes Herz in süßen Schlaf zu singen,
Worin ein Streit begonnen
Von Wahn und Wunsch, von Schmerzen oder Wonnen.

Wie helle Sterne
Erscheinen mir die zauberischen Stimmen,
Die durch die Luft als holde Boten schwimmen
Mit süßer Kund' aus unbekannter Ferne;
Doch wie mit leisem Wallen
Die Klänge jetzt zu mir herübertönen
Und zitternd jetzt zerrinnen und verhallen,
So naht und flieht, so wandelt sich mein Sehnen.
Wie kann mein Herz in süßen Schlummer fallen,
Wenn stets in neuen Träumen
Die alten Leiden frischer nur entkeimen?

Wol muß mit Schmerzen
Der Sterbliche der Götter Gunst bezahlen,
Dem sie verliehn des Lichtes hellre Strahlen,
Ein tödlich Leben ihm im schwachen Herzen.
So folgt, wohin ich walle,
Mein Leiden mir in tausend Phantasieen;
Im Duft, im Glanz, im holden Liederschalle,
Im lauen Wehn, im Rieseln und im Blühen
Erwachen mir die theuern Schatten alle
Der hingewelkten Tage,
Der fernen Lust, um die ich ewig klage.

O Lenz, o Leben,
O Sonnenlicht, o duft'ge Waldeskühle,
Wie hast du einst dem Geist so heitre Spiele,
So freien Schlag dem Herzen einst gegeben,
Als noch nicht hart gefangen
Die junge Lieb' auf kaum gelösten Flügeln
Mit hellem Blick und wechselndem Verlangen
So fröhlich flog an fernen Blumenhügeln
Und, während rings ihr tausend Lieder klangen,
In leichter Luft sich wiegend,
Bald hier, bald dort verzog, besiegt und siegend!

Wie auf den Bahnen
Des glatten Sees der Schwan die stillen Kreise
Verweilend zieht und träumerisch und leise
Sein Lied erhebt im dunkeln Todesahnen,

So ist von Amor's Händen
Mein Leben jetzt an einen Pfad gebunden,
Der stets beginnt, um nimmer sich zu enden.
Ich weiß mein Leid und kann doch nie gesunden,
Ich seh den Tod und kann ihn doch nicht wenden.
Wie süß mein Lied auch töne,
Sein Klang ist Schmerz, sein Lohn die eigne Thräne.

Und die mein Flehen
So ruhig hört, als könnte sie's nicht lindern,
Mild seh' ich sie, wie unter zarten Kindern
Die Mutter geht, durch ihre Blumen gehen;
Sie schaut sie an mit Freuden,
Lacht jener zu und scheinet die zu fragen:
Ach, willst du denn so früh schon von mir scheiden,
Die ich so treu gepflegt seit manchen Tagen? —
O Herz, so mild und streng! O bittres Leiden,
Daß selbst die flücht'gen Blüten
Ihr größre Lust als meine Treue bieten!

Mich hat zur Ferne
Nie, wenn ich schied, ihr Aug', ihr Geist begleitet;
Lag dunkler Gram um meinen Blick gebreitet,
War ihrer klar wie ewig feste Sterne.
Und wär' ich umgekommen
Im Kampf, wohin ihr Zürnen mich getrieben,
In wilder Flut, die nächtlich ich durchschwommen,
Mit mir allein und meinem Leid und Lieben,
Wol hätte sie's gerührter kaum vernommen,
Als ob von Windeswallen
Ein zarter Zweig, ein Blütenblatt gefallen.

O Kranz des Lebens,
Nie wird dein Glück, o Lieb', im Kampf erstritten!
Wer viel um dich begonnen und gelitten,
Der ringt um Schmerz und hofft den Dank vergebens.
Doch wie an blühnden Bäumen
Der kühle Thau, ein leichter Gast von oben,
Die Blüten schmückt, die noch verschlossen träumen,
Daß staunend sie, wenn sich der Tag erhoben,
Die Perlen sehn, die hell den Kelch umsäumen,
So nahst du ungesehen
Dem Glücklichen dich ohne Zwang und Flehen.

So schwinge denn, Canzone,
Ein eitler Traum, wie meine Lieder alle,
Zu ihr dich hin, begrüß' im leisen Tone
Ihr schlummernd Haupt und, kaum gehört, verhalle!

Am 7. Januar 1817.

1.

Wenn ich den Geist zu hohen Zielen lenke
Und spät vielleicht die Enkel noch mich ehren,
Wenn Scham und Muth und Treue mich verklären,
Das kommt von dir, weil ich an dich gedenke.
Und wenn ich mich in wilde Strudel senke,
Wenn Wahn und Furcht und stürmisches Begehren
Und Zorn und Schmerz mein Leben früh verzehren,
Das kommt von dir, weil ich um dich mich kränke.
Ach, wolltest du dein strenges Herz erweichen
Und einst den harten Bann mit milden Händen,
Mit süßem Kuß die innre Zwietracht lösen,
Wol dürft' ich dann den Göttern dich vergleichen,
Die Gutes nur aus reicher Hand uns senden;
Jetzt spendest du das Gute mit dem Bösen.

2.

Wie eng der Kuß getrennte Lippen bindet,
Daß Brust und Brust von einem Hauch sich heben,
Und jeder Blick sich tief am hellen Leben
Des nahen Blicks, der an ihm hängt, entzündet:
So muß auch das, was beider Herz empfindet,
Im süßen Kuß in Eins zusammenschweben,
Bis jeder sich, den er dahingegeben,
Verschönert noch im andern wiederfindet.
So gib mir denn des Herzens sel'ge Stille,
Den klaren Sinn, des Lebens heitre Strahlen,
Und nimm von mir das ewig rege Feuer.
Aus Licht und Glut nur keimt des Herzens Fülle;
Und mußt du auch mit Schmerz das Glück bezahlen,
Selbst für den Tod ist Liebe nicht zu theuer.

Am 17. Januar 1817.

Ich bin von aller Ruh geschieden
Und treib' umher auf wilder Flut;
An einem Ort nur find' ich Frieden,
Das ist der Ort, wo alles ruht.
Und wenn die Wind' auch schaurig sausen
Und kalt der Regen niederfällt,
Doch mag ich dort viel lieber hausen
Als in der unbeständ'gen Welt.

Denn wie die Träume spurlos schweben
Und einer schnell den andern treibt,
Spielt mit sich selbst das irre Leben,
Und jedes naht und keines bleibt.
Nie will die falsche Hoffnung weichen,
Nie mit der Hoffnung Furcht und Müh;
Die Ewigstummen, Ewigbleichen
Verheißen und versagen nie.

Nicht weck' ich sie mit meinen Schritten
In ihrer dunkeln Einsamkeit,
Sie wissen nicht, was ich gelitten,
Und keinen stört mein tiefes Leid.
Dort kann die Seele freier klagen
Bei jener, die ich treu geliebt;
Nicht wird der kalte Stein mir sagen:
Ach, daß auch sie mein Schmerz betrübt!

Am 24. Januar 1817.

Komm, holdseliger Schlaf, daß sanft in der mondlichen Dämmrung
Mit dem ermüdeten Blick schlummre das müdere Herz.
Du nur täuschest allein die verwirrenden Sorgen der Liebe,
Und aus dem wachenden Traum weckst du zum Leben mich auf;
Denn längst schweben um mich im verwandelten Tanze die Zeiten,
Wo sich der Tag sonst hob, senkt sich die wolkige Nacht.

Zweifel und Wahn und bethörende Furcht und bethörende Hoffnung
  Sendet der früheste Strahl in die verdunkelte Brust.
Irrend treib' ich umher in dem eitelen Spiel der Gedanken,
  Und wie ein Schattengebild hasch' ich nach Schatten allein.
Aber im friedlichen Schlaf tagt hell mir die selige Wahrheit;
  Was ich vom Leben gewünscht, gibt mir der liebliche Traum,
Und mich selber erkenn' ich und dich und die gnädigen Götter,
  Darum nenn' ich den Traum Wachen, das Wachen nur Traum.

Am 25. Jannar 1817.

Mancher muß die Heimat meiden,
Doch die Liebe schaut ihm nach;
Aber fremd zur Fremde scheiden,
Ist der trübste Scheidetag.

Heiter glänzt es mir entgegen,
Ach, das vielgeliebte Haus;
Aber ich, auf dunkeln Wegen
Wandl' ich in die Nacht hinaus.

Anders ist in andern Tagen
Menschensinn und Angesicht;
Wo ich Lust und Leid getragen,
Da gedenkt man meiner nicht.

Fremde haben's leicht genommen,
Was ich suchte lang' und schwer;
Ist die flücht'ge Gunst verronnen,
Denkt auch ihrer keiner mehr.

Und so ziehn auch sie zur Ferne,
Unbeklagt und ungekränkt,
Suchen fröhlich neue Sterne,
Weil ihr Herz an keinem hängt.

Ewig muß die Woge branden,
Nimmer steht der Nachen still;
Glücklich ist, wer nimmer landen
Und nur schnell vorüber will.

Am 27. Januar 1817.

Haltet mir Ruh' in der wogenden Brust, ihr verzogenen Kinder,
Sorgen der Liebe, beschließt endlich das neckende Spiel!
Undank nenn' ich fürwahr ein solch unziemliches Treiben,
Wenn von dem eigenen Herd lärmend der Gast uns verjagt.
Wehe mir, daß ich euch früher verwöhnt! Einst fehlte der Muth mir,
Euch zu bestrafen, doch jetzt fehlen die Kräfte mir schon;
Denn nun seid ihr zu groß und dem Zürnenden einzeln gewachsen,
Und wie die Bienen im Schwarm, wehrt ihr euch alle vereint.
Ach, wie habt ihr mir längst den geordneten Garten zertreten,
Wenn ihr in kindischer Jagd über die Beete mir sprangt!
Unkraut wuchert darin; das ist euch Freud' und Erbauung,
Weil ihr den Nutzen verschmäht, weil euch das Zierliche hemmt.
Denn nicht reizen die Lilien euch, die schlanken, erhabnen,
Oder die Rosen, die lang keimen, um lange zu blühn.
Wie es die Laune gebeut, so soll es im Augenblick dastehn;
Wenn es auch morgen verwelkt, heute vergeßt ihr es schon.
Wo ich den Lorber zog, daß er hoch aufgrünend mir schatte,
Pflanzt ihr ein Veilchen, das rings jegliche Wiese verleiht.
Freut an dem Veilchen sich schon die Geliebteste, der ich es biete,
Ach, wie würde des Baums ewiges Grün sie erfreun!
Seid doch ruhig einmal! Nicht leb' ich ja einzig für euch nur,
Kinder, ihr wißt noch nicht, was man vom Manne begehrt.
Wild sein will ich mit euch, wenn die müßige Dämmerung anbricht,
Aber den ruhigen Tag laßt mir zum ernsteren Werk.

Am 10. Februar 1817.

In wilder Nacht, in Sturm und Wetter,
Da find' ich Kraft, da find' ich Lust;
Im Sturm erkenn' ich meine Götter,
Die stolzen Herrscher meiner Brust.
Und wie sie nirgend friedlich hausen
Und ewig ziehn von Ort zu Ort,
So wandl' auch ich durch Nacht und Grausen
Auf ihren dunkeln Pfaden fort.

Was soll ich zagend stehn und schwanken,
Indeß der Würfel nie sich regt?
Was soll das junge Herz erkranken,
Solang' es stark und muthig schlägt?
Und zieh' ich auch gekränkt, verlassen,
Verbannt, ein heimatloser Mann,
Mir gnügt's, solang' ich bitter hassen
Und tief von Herzen lieben kann.

Denn wie die Wimpel lustig schweben,
Wenn scheidend auch der Schiffer klagt,
So weht im Schmerz ein keckes Leben,
Sobald er Großes trägt und wagt.
Und gilt es auch ein bittres Scheiden,
Und gilt es Tod auf blut'gem Pfad,
Im dunkeln Busen stürmt das Leiden,
Doch hell im Auge lacht die That.

Am 17. Februar 1817,
dem Geburtstage der Geliebten.

Blüt' und Ranken
Wehn und schwanken
In der lauen Frühlingsluft,
Und sie möchten gern sich finden
Und in blühenden Gewinden
Liebend mischen Farb' und Duft.

Doch die kalten
Tiefen halten,
Was im Licht sich sehnend regt;
Manches darf nur fern sich grüßen,
Muß verschmerzen und verschließen,
Was es still im Busen trägt.

Um die kleinen
Zu vereinen,
Wind' ich sie zum Kranz dir gern.
Sind die Kränze doch ein Zeichen,
Daß auch Ferne sich erreichen,
Und wie bald bin ich dir fern!

Anmerkungen.

Die bezauberte Rose.

Ges. 1, Str. 10: „Aus Weihrauch baut der Phönix ja sein Nest". Der Wundervogel baut, wenn er fünf Jahrhunderte gelebt hat, ein Nest von köstlichen Gewürzen, um darauf zu sterben; ein neuer Phönix fliegt dann daraus empor. Virgil, Georg., XV, 393 fg. — Str. 27: „Verbürge selbst der Isis Schleier nicht", nach der Tempelschrift: Ich bin, was da war, ist und sein wird, und mein Gewand hat keiner der Sterblichen aufgedeckt. Plutarch, De Iside et Osiride. — Str. 33: „Armida und Rinaldo", vgl. Tasso, „Das befreite Jerusalem", Ges. 16.

Ges. 2, Str. 61: „Taprobana" oder „Selindu" ist der alte Name für Ceylon; Saba, Wohnsitz der Sabäer, deren Reichthum an Gewürzen und Weihrauch die classischen Dichter rühmen, z. B. Virgil, Aeneis, I, 416 fg.

Ges. 3, Str. 13: „Indeß den Mast ein heller Schein umschwimmt"; elektrische Flammen, welche bei Gewittern auf hervorragenden Gegenständen, wie Thurmspitzen, Masten, erscheinen; Elmsfeuer. — Str. 52: „Und sich, das Gold, das tief mit breitem Wallen Vom Felsengrund der alte Ganges streift"; Sagen von der Gewinnung des Goldes im Alterthum berichtet Plinius, Hist. nat., II, 31; XXXIII, 4; VII, 2.

Poetisches Tagebuch.

8. Febr. 1816, 1: „Hat selbst den Tod doch einst ein Lied erweicht"; etwas ungenaue Anspielung auf den Mythus von Orpheus und Euridice, Virgil, Georg., IV, 454 fg.: Ovid, Metamorph. X, 1 fg.

Folgende zwei bisher unbekannte erste poetische Versuche Ernst Schulze's, welche in der Einleitung, S. VIII und X, erwähnt worden sind, glaubten wir hier zum Schluß mittheilen zu sollen:

An Friedrich von Bülow.

Am 10. Juli 1805.

Jeder säuselnde Baum, jede bethaute Blum',
Jeder Zephyr, der im Blütengebüsche rauscht,
Jeder Schlag Philomelens
Haucht mir Wonne ins trübe Herz.

Heiter wird mir der Blick, wenn ich Auroren seh',
Wenn der freundliche Mond strahlend am Himmel blickt
Und mit zitterndem Silber
Glänzend malet der Eichen Haupt;

Wenn der Vögel Gesang mich auf die Fluren lockt,
Und die blumige Au sanft mir ein Lager beut,
Wo das rauschende Flüßchen
Mich in lieblichen Schlummer singt.

O, dann seufze ich oft: wäre doch Fritz bei mir,
Wandelt er doch mit mir über die Blumenau,
Horcht' er mit mir dem Plätschern
Des vom Zephyr geküßten Bachs.

Epistel an Friedrich von Bülow.

Am 26. März 1806.

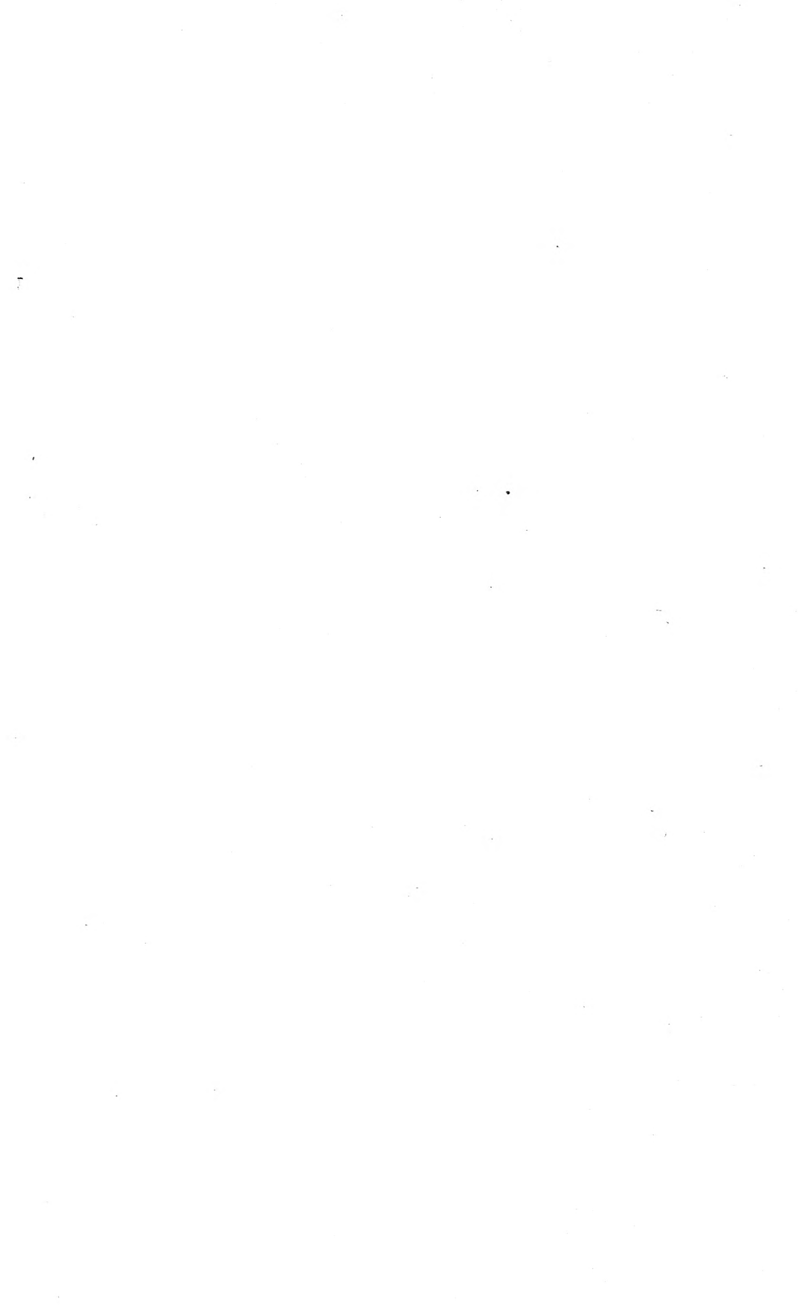
Warum, o Freund, da dir die Musen winken,
Folgst du nicht ihrem holden Ruf?
Was zögerst du, den Wonnetrank zu trinken,
Den die Natur für dich erschuf?
Auf, eile! schnell entfliehn die Horen,
Das kleinste Zögern ist Verlust;
In jeder Stunde ist ein Theil der Götterlust
Auch stets für deinen Geist verloren.
Der feuervolle Jüngling nur
Empfindet ganz der Muse Freuden,

Er nur kann ganz, bestimmt von der Natur,
An der Camönen holder Spur
Die wonnetrunkne Seele weiden.
Frei ist sein Geist, kein läst'ger Zwang
Hemmt seinen unbesiegten Drang.
Des Unglücks wilde Stürme haben
Auf seine heitre Stirn noch nicht
Des Kummers Furchen eingegraben.
Noch kann er sich an reinen Freuden laben;
Was ihn umgibt, verklärt ein holder Rosenduft.
Ihm fliehn mit schnellem Flug die Stunden,
Ein zauberisches Feenland
Scheint ihm die Welt, das süße Band
Des Zutrauns hält die Seele noch umwunden;
Es strahlt auf seine Bahn ein hehrer Götterschein.
Es lächelt hold wie Edens Hain
Ihn alles an, ins Land der wonnigen Ideen
Glaubt er sich hinversetzt zu sehen;
Sein langersehntes Ideal,
Das ihm der Erde finstres Thal
Nicht geben konnt', erscheint hier seinen frohen Blicken;
Er sieht es — wonniges Entzücken
Durchschauert sein Gebein, mit hoher Götterlust
Drückt er's an seine warme Brust;
Die wärmsten Wünsche sind erfüllet,
Nichts täuscht ihn mehr; die Wahrheit zeigt
Sich seinen Blicken unverhüllet,
Die holde Palmenkrone reicht
Der Ruhm ihm dar, sein Trieb nach Ehre wird gestillet,
Und, ach, auf Rosenwolken steigt
Mit nektarduftendem Gefieder
Der Liebe Göttin zu ihm nieder.
Ha! welch ein Meer von Seligkeit
Umwoget ihn, er sieht, was zauberische Träume
Ihm nur vorgaukelten. Ha, diese Götterträume,
Sie sind erfüllt, im hohen Maß erfüllt!
Er sieht entzückt ein lebend Bild
Von jenem göttergleichen Wesen,
Das seine Phantasie erlesen.
Er bebet, lauter klopft sein Herz,
Sein Inneres durchströmt ein süßer Schmerz,
Die Brust erhebet sich von wunderbarem Sehnen,
Er flieht den lauten Scherz, bei sanftem Mondenschein
Wallt er im dunklen stillen Hain;

Sein Auge füllet sich mit Thränen,
Ihm ist so weh, ihm ist so wohl,
Sein Herz, von süßem Bangen voll,
Strebt sein Entzücken zu ergießen;
Die Muse winkt, und ihm entfließen
Gesänge voll von Harmonie.
Es schweigt der Vögel Melodie,
Es lauschen selbst die Nachtigallen
Den Liedern, welche sanft des Sängers Mund enthallen;
Die Nymphen hören auf vom frohen Reihentanz,
Es hebet höher sich der Huldgöttinnen Busen,
Und aus dem Reich der holden Musen
Reicht Phöbus ihm den Lorberkranz.

Dies ist zwar alles nur ein Traum, doch welch ein Traum,
O Freund! Wer könnte Götterfreuden
In einem solchen Traum beneiden?
Entbunden aller Erdenleiden,
Bemerkt die frohe Seele kaum,
Daß eine körperliche Hülle
Ihr reines Wesen noch umhülle.
Sie schafft sich schon zum Engel um,
Verklärt von lautrer Göttermilde,
Flieht sie die irdischen Gefilde
Und wallet in Elysium.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



END
RE

PLE
REW